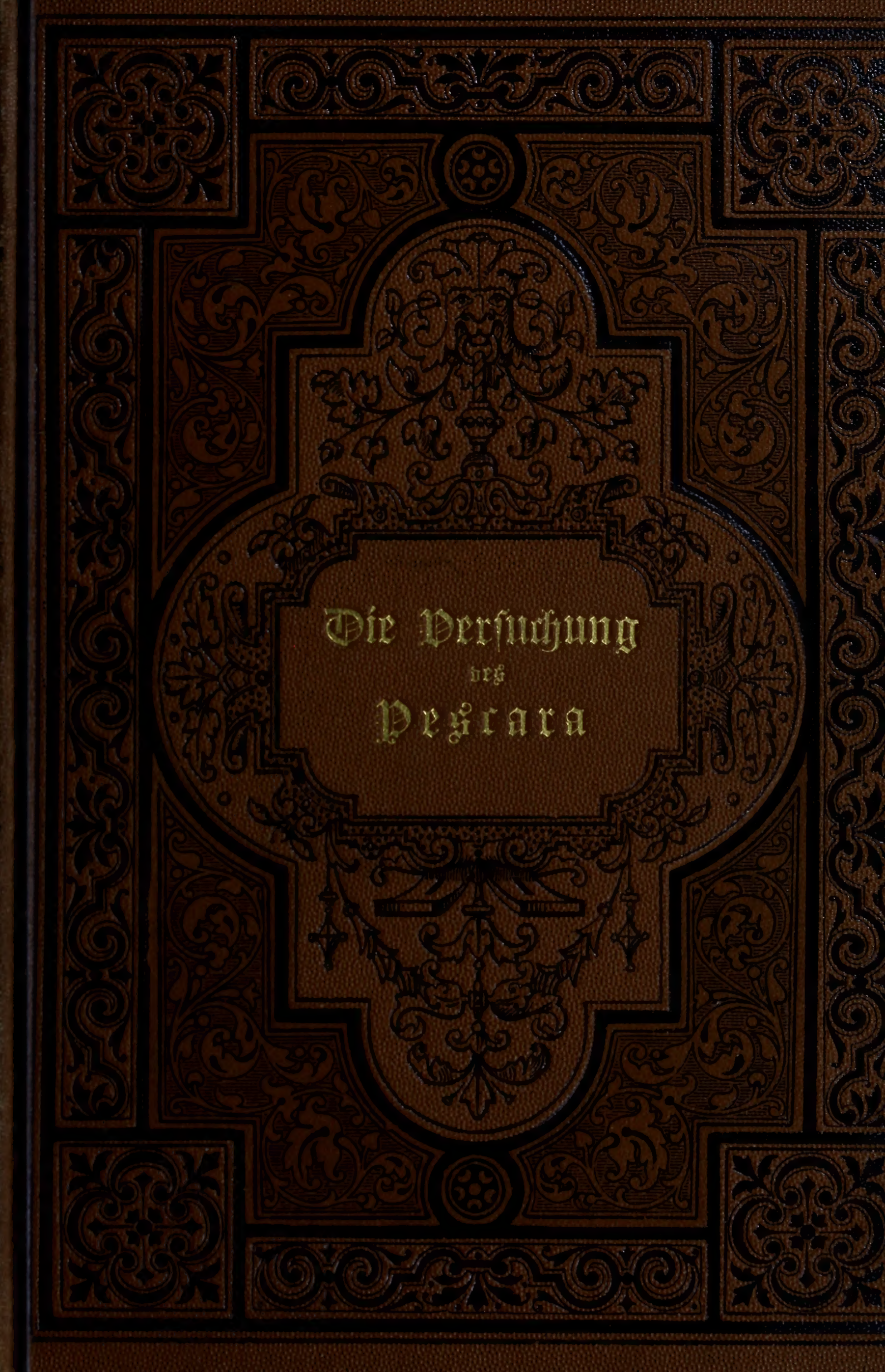

Die Versuchung
des
Pescara


WG 22



Marie Shaffer
1887

Die Versuchung

des

Pescara.



Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.



Leipzig,
Verlag von H. Haessel.
1887.

Erstes Capitel.

In einem Saale des mailändischen Castelles saß der junge Herzog Sforza über den Staatsrechnungen. Neben ihn hatte sich sein Kanzler gestellt und erklärte die Zahlen mit gleitendem Finger.

„Eine furchtbare Ziffer!“ seufzte der Herzog und entsetzte sich vor der Summe, welche die mit Eile betriebenen Festungsarbeiten verschlungen hatten. „Wie viele Schweißtropfen meiner armen hungernden Lombarden!“ Und um dem Anblick der verhängnisvollen Zahl zu entrinnen, ließ er die melancholischen Augen über die Wände laufen, die mit hellfarbigen Fresken bedeckt waren.

Links von der Thür hielt Bacchus ein Gelag mit seinem mythologischen Gesinde, und rechts war als Gegenstück die Speisung in der Wüste behandelt von einer flotten, aber gedankenlosen, den heiligen Gegenstand bis an die Grenzen der Ausgelassenheit verweltlichen-

den Hand. Oben auf der Höhe, klein und kaum sichtbar, saß der göttliche Wirth, während sich im Vordergrunde eine lustige Gesellschaft ausbreitete, die an Tracht und Miene nicht übel einer Mittag haltenden lombardischen Schnitterbande glich und zum Lachen alle Gebärden eines gesunden Appetites versinnlichte.

Der Blick des Herzogs und der demselben aufmerksam folgende seines Kanzlers fielen auf ein schäkerndes Mädchen, das, einen großen Korb am Arme, wohl um die überbleibenden Brocken zu sammeln, sich von dem neben ihr gelagerten Jüngling umfangen und einen gerösteten Fisch zwischen das blendend blanke Gebiß schieben ließ. „Die da wenigstens verhungert noch nicht,“ scherzte der Kanzler mit muthwilligen Augen.

Ein trübes Lächeln bildete und verflüchtigte sich auf dem feinen Munde des Herzogs. „Warum Festungen bauen?“ kam er auf den Gegenstand seiner Sorge zurück. „Das ist ein schlechtes Geschäft! Pescara, der große Belagerer, wird sie schnell wegnehmen und mir dann noch die Kriegskosten auffsalzen. Höre, Girolamo,“ und er richtete seinen binsenschlanken Körper in die Höhe, „laß mich weg aus deinen geheimen Bündnissen und Artikeln, du unermüdlicher Zettler! Ich will nichts

davon wissen. Du richtest mich und meine Lombarden zu Grunde, du Strafe Gottes! Ich will mich nicht an dem Kaiser versündigen: er ist mein Lehensherr. Und lieber will ich mich von seinen höllischen Spaniern schinden lassen, als daß mich meine neuen Bundesgenossen voranschieben und verrathen." Wie ein sich Aufgebender ließ er sich, die spitzen Kniee vorgestreckt, in seinen Sessel niedergleiten und rief voller Verzweiflung: „Ich will eine Muhme oder eine Schwester des Kaisers heirathen! Das sollst du veranstalten, wenn du der große Staatsmann bist, der zu sein du dir einbildest."

Der Kanzler brach in ein zügelloses Gelächter aus.

„Du hast gut lachen, Girolamo. Von den steilsten Dächern herabrollend, kommst du wie eine Katze immer wieder auf die Füße zu stehen! Ich aber gehe in Stücke! Ich und mein Herzogthum verflüchtigen uns in dem Hexenkessel, der in deinem Kopfe brodelt. Miserere: eine Liga mit dem heiligen Vater, mit San Marco, mit den Lilien! O die böse Klimax! O die unheilige Dreieinigkeit! Dem Papste traut man nicht über den Weg, weder ich noch irgend einer. Er ist ein Medici! Marcus aber, mein natürlicher Feind und

Nachbar, ist der ruchloseste aller Heiligen. Und nun gar Frankreich, das mir den Vater in einem Kerkerloche verwesen ließ und den armen Bruder Max, den du verkauft hast, du Schlimmer, in Paris verkostgeldet!" Die beweglichen Züge des fürstlichen Knaben entstellten sich, als sehe er den Genius seines Hauses die Fackel langsam senken und auslöschen. Eine Thräne rann über seine magere Wange.

Der Kanzler streichelte sie ihm väterlich. „Sei nicht unklug, Fränzchen," tröstete er. „Ich hätte den Max verrathen? Keineswegs. Es war die Logik der Dinge, daß er sich gab nach der Zermalmung der Schweizer. Ich habe seine Rente mit König Franz vereinbart und noch um ein Gutes hinaufgemarktet. Er selbst sah ein, daß ich es redlich mit ihm meine, und dankte mir. Er ist ein Philosoph, sage ich dir, der die Welt von oben herunter betrachtet, und da er zu Rosse stieg, um von hinnen zu ziehen, hat er, schon im Bügel, noch Weisheit geredet. „Ich segne den Himmel," sprach er, „daß ich in Zukunft nichts mehr zu schaffen habe mit den groben Fäusten der Schweizer, den langen Fingern des Kaisers" — er meinte die hochselige Majestät, Fränzchen — „und den spa=

nischen Meuchlerhänden." Auch hatte der Max gar nicht das Zeug, einen italienischen Fürsten darzustellen, plump und unreinlich wie er ist. Da bist du denn doch eine andere Erscheinung, Fränzchen. Du hast etwas Fürstliches, wenn du dich aufrecht hältst, und dazu die Kunst der Rede, die du von deinem unvergleichlichen Vater dem Mohren geerbt. Ich sage dir, du wirst mit den Jahren noch der klügste und glücklichste Fürst in Italien werden."

Der Herzog betrachtete seinen Kanzler zweifelnd. „Wenn du mich nicht vorher verkaufst und mein Leibgeding in die Höhe marktest," lächelte er.

Morone, der jetzt in seinem langen schwarzen Juristenrocke vor ihm stand, entgegnete zärtlich: „Mein holdseliges Fränzchen! Dir thue ich nichts zu Leide. Du weißt ja, daß du mir ins Herz gewachsen bist. Du bleibst der Herzog von Mailand, so wahr ich der Morone bin. Aber du mußt dich hübsch belehren und überzeugen lassen, was zu deinem Besten dient."

„Nicht einen einzigen guten Grund hast du mir gegeben für deine neugebackene Liga! Und ich will mich einmal nicht empören gegen meinen Lehensherrn! Das ist sündhaft und gefährlich."

Schnellen Geistes wählte der Kanzler unter den Truggestalten und Blendwerken, über welche seine Einbildungskraft gebot, eine hinreichend wahrscheinliche und wirksame Larve, um sie seinem beweglichen Gebieter entgegenzuhalten und ihn damit heilsam zu erschrecken.

„Fränzchen," sagte er, „der Kaiser ist für dich eine verschlossene Pforte. Hast du ihm nicht die rührendsten Briefe geschrieben und er hat niemals geantwortet! Es ist ein in der Ferne verschwindender Jüngling und, wie man behauptet, die geduldige Wachspuppe in den formenden Händen seiner burgundischen Höflinge. Da bist du ihm überlegen, du beurtheilst die Dinge selbständig. Das Wetter aber in Madrid macht der Borbone, der verschwenderische Connétable, der das Gold mit vollen Händen auswirft und dessen Treue außer allem Verdachte steht, da er seinen König Franz verrathen hat und jetzt in Ewigkeit zum Dienste des Kaisers verdammt ist. Der Borbone aber will Mailand. Dein Lehen ist ihm zugesagt. Er ist ein Gonzaga von der Mutter her und strebt nach einem italienischen Throne. Warum kann sich der Kaiser nicht entschließen dich zu belehnen, nachdem du ihm Hunderttausende bezahlt hast? Weil er dein Mailand dem

Borbone zuhalten will, darauf nehme ich Gift. Dieser ist seiner Sache gewiß. Unlängst, da du mich in das kaiserliche Lager sendetest, hat er mich mit Liebkosungen fast erdrückt und mir sogar einen Beutel zugesteckt, um mich auf die günstige Stunde vorzubereiten. Denn freilich sind wir alte Bekannte von der französischen Herrschaft her."

Das war Lüge und Wahrheit: der Connétable hatte in einer tollen Weinlaune einen witzigen Einfall seines Gastes fürstlich belohnt.

„Und du nahmst, Ungeheuer?" entsetzte sich der Herzog.

„Mit dem besten Gewissen von der Welt," erwiderte Morone leichtfertig. „Weißt du nicht, Fränzchen, was die Casuisten lehren, daß ein Weib soviel nehmen darf, als man ihr giebt, wenn sie nur ihre Tugend behauptet? Das gilt auch für Minister und erlaubt mir, in dieser kargen Zeit unter Umständen auf mein Gehalt zu verzichten. Dafür kannst du dir zuweilen ein gutes Bild kaufen, Fränzchen. Du mußt auch deine ehrbare Ergötzung haben."

Sforza war erbleicht. Das Schreckbild des Borbone in seiner Burg und in seinem Reiche, welche

beide dieser schon einmal — vor seinem berühmten Verrath — Jahre lang als französischer Statthalter besessen hatte, brachte ihn um alle Besinnung. „Ich habe immer geglaubt, und es verfolgt mich auf Schritt und Tritt," jammerte der Aermste, „daß der Borbone mein Mailand haben will. Rette mich, Girolamo! Schließe die Liga! ohne Verzug! Sonst bin ich verloren." Er sprang auf und ergriff den Kanzler am Arm.

Dieser erwiderte gelassen: „Ja, das geht nicht so geschwind, Fränzchen. Doch wird sich vielleicht heute noch etwas dafür thun lassen. Es trifft sich. Gestern ist die Excellenz Nasi — nicht der Horatius, sondern der schöne Lälius — bei unserm Wechsler Lolli abgestiegen, und durch einen glücklichen Zufall auch Guicciardin hier angekommen, der trotz seiner Borsten im Vatican eine angenehme Person ist. Mit diesen zwei gescheiten Leuten ließe sich reden, und ich habe den Venezianer und den Florentiner an deine Abendtafel geladen, da ich weiß, daß du ein harmloses Geplauder und eine unterhaltende Gesellschaft liebst."

„O verfluchte, nichtswürdige Verschwörung!" klagte der Herzog wankelmüthig.

„Und auch noch ein Anderer ist eingeritten, im Morgengrauen. Dieser hat sich auf die dritte Stunde Nachmittags angesagt, er wolle erst ausschlafen.“

„Ein Anderer? Welcher Andere?“ Der Herzog zitterte.

„Der Borbone.“

„Gott verpeste den bleichen Verräther!“ schrie Sforza. „Was will Der hier?“

„Das wird er selbst dir sagen. Horch! es läutet Vesper im Dome.“

„Empfange du ihn, Kanzler!“ flehte der Herzog und wollte durch eine Thür entwischen. Morone aber ergriff ihn am Arm und führte ihn zu seinem Sessel zurück. „Ich bitte, Hoheit! Es geht vorüber. Wenn der Connétable eintritt, erhebe sich die Hoheit und empfange ihn stehend. Das kürzt ab.“ Er umkleidete seinen Herrn mit dem am Stuhle hangen gebliebenen Mantel, und dieser nahm allmählig, seine Angst bekämpfend, eine fürstlichere Haltung an, indem er seinen hübschen Wuchs geltend machte und den natürlichen Anstand, den er besaß.

Inzwischen blickte der Kanzler durch das Fenster, das den Schloßplatz und hinter demselben den Umriß

eines der neu angelegten Bollwerke des Castelles zeigte. „Köstlich!“ sagte er. „Da steht dieser treuherzige Connétable, zehn Schritte vor seinem Gefolge, und zeichnet unbefangen unsere neue Schanze in sein Taschenbuch. Ich will nur gehen und ihn einführen.“

Da er mit Morone eintrat, der berühmte Verräther, eine schlanke und hohe Gestalt und ein stolzes, farbloses Haupt mit feinen Zügen und auffallend dunkeln Augen, eine unheimliche, aber große Erscheinung, verbeugte er sich höflich vor Franz Sforza, der ihn scheu betrachtete.

„Hoheit,“ sprach Karl Bourbon, „ich bezeuge meine schuldige Ehrerbietung und bitte um Gehör für eine Botschaft der kaiserlichen Majestät.“

Herzog Franz antwortete mit Würde, daß er bereit sei den Willen seines erhabenen Lehensherrn ehrfürchtig zu vernehmen, wankte dann aber und glitt in seinen Sessel zurück.

Als der Connétable den Herzog sich setzen sah, blickte auch er sich nach einem Stuhl oder wenigstens nach einem Schemel um. Nichts dergleichen war vorhanden und auch kein Page gegenwärtig. Da warf er seinen kostbaren Mantel dem Herzog gegenüber an den

Marmorboden und lagerte sich geschmeidig, den linken Arm aufgestützt, den rechten in die Hüfte setzend. „Hoheit erlaube,“ sagte er.

Karl Bourbon lebte seit seinem Verrathe in einer sengenden und verzehrenden Atmosphäre des Selbsthasses. Niemand, sogar der Vornehmste nicht, hätte es gewagt, den stolzen Mann auch nur mit einer Miene an seine That zu erinnern und ihn das Urtheil errathen zu lassen, welches die öffentliche Meinung seines Jahrhunderts einstimmig und mit ungewöhnlicher Härte über ihn gefällt hatte, aber er kannte dieses strenge Urtheil und sein Gewissen bestätigte es. Die gründlichste Menschenverachtung brachte er, bei sich selbst anfangend, der ganzen Welt entgegen, doch beherrschte er sich vollkommen, und Niemand benahm sich tadelfreier und redete farbloser, jeden Hohn, jede Ironie, selbst die leiseste Anspielung sich und damit auch den Andern untersagend. Nur selten verrieth, wie eine plötzlich aus dem Boden zuckende Flamme, ein höllischer Witz oder ein cynischer Spaß den Zustand seiner Seele.

Nachdem der Connétable eine Weile gesonnen, begann er mit angenehmer Stimme und einer leichten Wendung des Kopfes: „Ich bitte Hoheit, mich nicht

entgelten zu lassen, was meine Sendung Unwillkommenes für Sie haben könnte. Meine Person völlig zurückstellend, übermittle ich der Hoheit einen Beschluß der kaiserlichen Majestät, welchen dieselbe in ihrem Ministerrathe gefaßt hat, allerdings nach Vernehmung ihrer drei italienischen Feldherrn, Pescara, Leyva und meiner Unterthänigkeit."

„Wie befindet sich Pescara?" fragte der Kanzler, der in gleicher Entfernung von den zwei Hoheiten stand, frech dazwischen. „Ist er geheilt von seiner Speerwunde bei Pavia?"

„Freundchen," versetzte der Connétable geringschätzig, „ich bitte Euch, nicht zu reden, wo Ihr nicht gefragt werdet."

Da nahm der Herzog die Frage auf. „Herr Connétable," sagte er, „wie befindet sich der Sieger von Pavia?"

Bourbon verneigte sich verbindlich. „Ich danke der Hoheit für die huldvolle Nachfrage. Mein erlauchter und geliebter College Ferdinand Avalos Marchese von Pescara ist völlig hergestellt. Er reitet ohne Beschwerde seine zehn Stunden." Dann fuhr er fort: „Lasset mich jetzt zur Sache kommen, Hoheit. Bittere Arznei will

schnell gereicht sein. Die kaiserliche Majestät wünscht sehr, daß die Hoheit zurücktrete aus der neuen Liga, die Sie mit der Heiligkeit, den Kronen von Frankreich und England und der Republik Venedig abgeschlossen hat oder abzuschließen im Begriffe ist.“

Jetzt fand der Herr von Mailand den Fluß der Rede und betheuerte mit gut gespieltem Erstaunen und herzlicher Entrüstung, daß ihm von einer solchen Liga nichts bekannt sei und er selbst sicherlich der Erste wäre, nach seiner Lehenspflicht den Kaiser ungesäumt zu unterrichten, wenn seines Wissens in Oberitalien Derlei gegen die Majestät gesponnen würde. Und er legte die Hand auf das feige Herz.

Mit vorgebogenem Haupte höflich lauschend, ließ der Connétable den jungen Heuchler seine Lüge in immer neuen Wendungen wiederholen. Dann erwiderte er in kühlem Tone, mit einer unmerklichen Färbung verächtlichen Mitleids: „Die Worte der Hoheit unangetastet, muß ich glauben, daß Dieselbe von der Sachlage nicht genau unterrichtet ist. Wir denken es besser zu sein. Der Friede zwischen Frankreich und England mit einer bösen Absicht gegen den Kaiser ist eine Thatsache, die uns mit Sicherheit aus den Niederlanden ge-

meldet wurde. Ebenso gewiß sind wir, daß in Oberitalien gegen uns gerüstet wird. Und soweit sich der heilige Vater beurtheilen läßt, scheint auch er, den wir verwöhnt haben, sich verdeckt gegen uns zu wenden. Zu unterscheiden, was gethan und was im Werden ist, kann nicht unsere Aufgabe sein: wir bauen vor. Ehe die Liga," fügte er mit leiserer Stimme bedeutsam hinzu, „einen Feldherrn gefunden hat."

Dann stellte er seine Forderung: „Hoheit giebt uns Sicherheit, in Monatsfrist, daß Sie Neutralität hält. Das ist die inständige Bitte kaiserlicher Majestät. Unter Sicherheit aber versteht sie: Verabschiedung der Schweizer, Beurlaubung der lombardischen Waffen auf die Hälfte, Einstellung aller und jeder Festungsbauten und Ueberlassung dieses erfindungsreichen Mannes" — er wies mit dem Haupte seitwärts — „an kaiserliche Majestät. Wo nicht" — und er erhob sich ungestüm, als wollte er zu Pferde springen — „wo nicht, blasen wir zum Aufbruch, den letzten September, um Mitternacht, keine Stunde früher, keine später, und besetzen in wenigen Märschen das Herzogthum. Hoheit überlege." Er verbeugte sich und schied.

Da ihm Morone das Geleite geben wollte, verfiel

Bourbon in eine seiner tollen Launen und wies den Kanzler mit einer possenhaften Gebärde ab. „Adieu, Pantalon mon ami!“ rief er über die Schulter zurück.

Morone gerieth in Wuth über diese Benennung, welche seiner Person allen Ernst und Werth abzusprechen schien, und entrüstet auf und nieder schreitend, verwickelte er sich mit den Füßen in den liegen gebliebenen Mantel des Connétable; der junge Herzog aber hielt den Kanzler fest, hing sich ihm an den Arm und weinte: „Girolamo, ich habe ihn beobachtet! Er glaubt sich hier schon in dem Seinigen. Schließe ab! heute noch! Sonst entthront mich dieser Teufel!“

Noch lag der hilflose Knabe in den Armen seines Kanzlers, als ein greiser Kämmerer den Rücken vor ihm bog und feierlich das Wort sprach: „Die Tafel der Hoheit ist gedeckt.“ Die Beiden folgten ihm, der mit wichtiger Miene durch eine Reihe von Zimmern voranschritt. Eines derselben, ein Cabinett, das keinen eigenen Ausgang hatte, schien mit seiner Tapete von moosgrünem Sammet und seinen vier gleichfarbigen Schemeln ein für trauliche Mittheilungen bestimmter Schlupfwinkel zu sein. In seiner Mitte blieb der Herzog verwundert stehen, denn die Hinterwand des sonst

leeren Raumes füllte jetzt ein Bild, das er nicht als sein Eigenthum kannte. Es war heimlich in den Palast gekommen, eine ihm bereitete Ueberraschung, das Geschenk des Markgrafen von Mantua, wie auf dem Rahmen zu lesen stand. Der Herzog ergriff seinen Kanzler an der Hand und beide Italiener näherten sich mit leisen Tritten und einer stillen, andächtigen Freude dem machtvollen Gemälde: auf einem weißen Marmortischchen spielten Schach ein Mann und ein Weib in Lebensgröße. Dieses, ein helles und warmes Geschöpf in fürstlichen Gewändern, berührte mit zögerndem Finger die Königin und forschte zugleich verstohlenen Blickes in der Miene des Mitspielers, der, ein Krieger von ernsten und durchgearbeiteten Zügen, in dem streng gesenkten Mundwinkel ein Lächeln versteckte.

Beide, Herzog und Kanzler, erkannten ihn sogleich. Es war Pescara. Die Frau erriethen sie mit Leichtigkeit. Wer war es, wenn nicht Victoria Colonna, das Weib des Pescara und die Perle Italiens? Sie konnten sich nicht von dem Bilde trennen. Sie fühlten, daß sein größter Reiz die hohe und zärtliche Liebe sei, welche die weichen Züge der Dichterin und die harten des Feldherrn in ein warmes Leben verschmolz, und

nicht minder die Jugend der Beiden, denn auch der benarbte und gebräunte Pescara erschien als ein heldenhafter Jüngling.

In der That, achtzehnjährig Beide, waren sie mit einander an den Altar getreten, und sie hatten sich mit Leib und Seele Treue gehalten, oft und lang getrennt, sie bei der keuschen Ampel in Italiens große Dichter vertieft, er vor einem glimmenden Lagerfeuer über der Karte brütend, dann endlich wieder auf Ischia, dem Besitzthum des Marchese, wie auf einer seligen Insel sich vereinigend. Solches wußte das sittenlose Italien und zweifelte nicht, sondern bewunderte mit einem Lächeln.

Auch die zwei vor dem Bilde Stehenden empfanden die Schönheit dieses Bundes der weiblichen Begeisterung mit der männlichen Selbstbeherrschung. Sie empfanden sie nicht mit der Seele, aber mit den feinen Fingerspitzen des Kunstgefühls. So wären sie noch lange gestanden, wenn nicht der Kammerherr unterthänig gemahnt hätte, daß zwei Geladene im Vorzimmer des Eßsaales warteten. Durch ein paar Thüren wurde jenes erreicht und, nach einer kurzen Vorstellung der Gäste, dieser betreten.

Jetzt saßen die Viere an der nicht überladenen, aber ausgesuchten Tafel. Während des ersten leichten Gespräches besah sich der Herzog insgeheim seine Gäste. Keine Gesichter konnten unähnlicher sein als diese dreie. Den häßlichen Kopf und die grotesken Züge seines Kanzlers freilich wußte er auswendig, aber es fiel ihm auf, wie ruhelos dieser heute die feurigen Augen rollte und wie über der dreisten Stirn das pechschwarze Kraushaar sich zu sträuben schien. Daneben hob sich das Haupt Guicciardins durch männlichen Bau und einen republikanisch stolzen Ausdruck sehr edel ab. Der Venezianer endlich war eines schönen Mannes Bild mit einem vollen weichen Haar, leise spottenden Augen und einem liebenswürdigen verrätherischen Lächeln. Auch in der Farbe unterschieden sich die drei Angesichter. Die des Kanzlers war olivenbraun, der Venezianer besaß die durchsichtige Blässe der Lagunenbewohner, und Guicciardin sah so gelb und gallig aus, daß der Herzog sich bewogen fühlte ihn nach seiner Gesundheit zu fragen.

„Hoheit, ich litt an der Gelbsucht," versetzte der Florentiner kurz. „Die Galle ist mir ausgetreten, und das ist nicht zum Verwundern, wenn man weiß, daß

mich die Heiligkeit in ihre Legationen versendet hat, um dieselben zu einem ordentlichen Staate einzurichten. Da schaffe einer Ordnung, wo die Pfaffen Meister sind! Nichts mehr davon, sonst packt mich das Fieber, trotz der gesunden Luft von Mailand und den guten deutschen Nachrichten.“ Er wies eine süße Schüssel zurück und bereitete sich mit mehr Essig als Oel einen Gurkensalat.

„Nachrichten aus Deutschland?“ fragte der Kanzler.

„Nun ja, Morone. Ich habe Briefe von kundiger Hand. Die Mordbauern sind zu Paaren getrieben und — das Schönste — Fra Martino selbst ist mit Schrift und Wort gewaltig gegen sie aufgetreten. Das freut mich und läßt mich an seine Sendung glauben. Denn, Herrschaften, ein weltbewegender Mensch hat zwei Aemter: er vollzieht, was die Zeit fordert, dann aber — und das ist sein schwereres Amt — steht er wie ein Gigant gegen den aufspritzenden Gischt des Jahrhunderts und schleudert hinter sich die aufgeregten Narren und bösen Buben, die mitthun wollen, das gerechte Werk übertreibend und schändend.“

Der Herzog war ein wenig enttäuscht, denn er liebte Krieg und Aufruhr, wenn sie jenseits der Berge

wütheten und seine Einbildungskraft beschäftigten, während er selbst außer Gefahr stand. Der Kanzler aber that einen Seufzer und sagte mit einem wahren menschlichen Gefühle: „In Germanien mag nun viel Grausames geschehen.“

„Thut mir leid,“ versetzte der Florentiner, „doch ich behalte das Ganze im Auge. Jetzt, nach Bändigung der trotzigen Ritter und der rebellischen Bauern, führen die Fürsten. Die Reformation, oder wie ihr es nennen wollet, ist gerettet.“

„Und Ihr seid ein Republikaner?“ stichelte der Kanzler.

„Nicht in Deutschland.“

Auch der schöne Lälius gönnte sich einen Scherz. „Und Ihr dienet dem heiligen Vater, Guicciardin?“ lispelte er.

Dieser, dem das süßliche Lächeln widerstand und den seine Gelbsucht reizbar machte, antwortete freimüthig: „Ja wohl, Herrlichkeit, zur Strafe meiner Sünden! Der Papst ist ein Medici, und diesem Hause ist Florenz verfallen. Ich aber will nicht aus meiner Vaterstadt vertrieben werden, denn flüchtig sein ist das schlimmste Los und gegen seine Heimat zu Felde lie-

gen das größte Verbrechen. Der heilige Vater weiß, wer ich bin, und nimmt mich nicht anders, als ich bin. Ich diene ihm, und er hat nicht über mich zu klagen. Aber ich lasse mir nicht das Maul verbinden, und so sei es mit Wonne ausgesprochen unter uns Wissenden: Fra Martino hat eine gerechte Sache, und sie wird sich behaupten."

Dem Herzog machte es Spaß und er empfand eine Schadenfreude es zu erleben, wie der große germanische Ketzer von einem Sachwalter des heiligen Vaters verherrlicht wurde. Freilich überlief ihn eine Gänsehaut, daß solches in seiner Gegenwart und in seinem Palaste geschehe. Er winkte die Diener weg, welche eben die Früchte aufgesetzt hatten und der spannenden Unterhaltung ihre stille Aufmerksamkeit widmeten.

Jetzt forderte Morone, der sich auf seinem Stuhle hin und her geworfen, mit flammenden Augen den Florentiner auf: „Ihr seid ein Staatsmann, Guicciardin, und auch ich pfusche ins Handwerk. Wohlan, begründet eure merkwürdigen Sätze: Bruder Martinus thut ein gerechtes Werk, und dieses Werk wird gelingen und dauern."

Guicciardin leerte ruhig seinen Becher, während

der schöne Lälius ein Zuckerbrot zerbröckelte, der Herzog nach seiner Art sich im Sessel gleiten ließ und Morone begeistert von dem seinigen aufsprang.

„Nicht wahr, Herrschaften," begann der Florentiner, „kein Kind, kein Thor würde es ertragen, wenn ein Ding vorgeben wollte, dasselbe Ding geblieben zu sein, nachdem es sich in sein Gegentheil verwandelt hätte, zum Beispiel das Lamm in den Wolf, oder ein Engel in einen Teufel. Wie wir nun in unserm gebildeten Italien von der heiligen Gestalt denken mögen, die sich in den Päpsten fortsetzt, Eines ist nicht zu leugnen: daß sie nur Gutes und Schönes gewollt hat. Und ihre Nachfolger, die das Werk und Amt des Nazareners übernommen haben — sehet nur die viere der Wende des Jahrhunderts! Da ist der Verschwörer, der unsern gütigen Julian gemeuchelt hat! Dann kommt der schamlose Verkäufer der göttlichen Vergebung! Nach ihm der Mörder, jener unheimliche zärtliche Familienvater! Keine Fabelgestalten, sondern Ungeheuer von Fleisch und Blut, in kolossalen Verhältnissen vor dem Auge der Gegenwart stehend! Und der Vierte, den ich von Jenen trenne: unser großer Julius, ein Heros, der Gott Mars, aber ein Gegensatz

noch schreiender als jene Dreie zu dem sanftmüthigen Friedestifter! Viermal nacheinander dieser Widerspruch, das ist ein Hohn gegen die menschliche Vernunft. Es nimmt ein Ende: entweder verschwindet jene erste himmlische Gestalt in dieser dampfenden Hölle und flammenden Waffenschmiede, oder Bruder Martinus löst sie mit einem scharfen Schnitt von solchen Nachfolgern und Amtsbrüdern."

„Das ist lustig," meinte der Herzog, während der Kanzler wie besessen in die Hände klatschte.

„Eine Predigt Savonarolas," ließ sich der schöne Lelio vernehmen, ein Gähnen verwindend. „Wenn wir Fra Martino in Venedig hätten, so könnten wir ihn zügeln und sachdienlich verwenden. Aber seinem germanischen Trotzkopf überlassen, wird er, fürcht' ich, über kurz oder lang dem Andern auf den Scheiterhaufen folgen."

„Nein," versetzte Guicciardin heiter, „seine braven deutschen Fürsten werden ihr Schwert vor ihn halten und ihn schützen."

„Doch wer schützt seine Fürsten?" spottete der Venezianer.

Guicciardin schlug eine fröhliche Lache auf. „Der

heilige Vater," sagte er. „Sehet, Herrschaften, das ist eine jener verdammt feinen Zwickmühlen, wie sie der Zufall oder ein Besserer in der Weltgeschichte anlegt. Seit unsere Päpste sich verweltlicht haben und einen Staat in Italien besitzen, ist ihnen das kleine Scepter theurer als der lange Hirtenstab. Ist nicht, diesem Scepter zuliebe, unser Clemens im Begriff dem frommgläubigen Kaiser förmlich den Krieg zu erklären? Einem heiligen Vater aber, der mit Kanonen auf ihn schießt, wird Karl kaum den Gefallen thun, seine tapfern germanischen Landsknechte in die Kirche zurückzuzwingen. Und umgekehrt: wenn die ketzerischen deutschen Fürsten gegen die kaiserliche Majestät sich empören und Panier aufwerfen, wird der heilige Vater nicht ihre Seele vorläufig in Ruhe lassen und sich heimlich ihrer Waffen bedienen? Unterdessen aber wächst der Baum und streckt seine Wurzeln."

Jetzt wurde der Herzog unruhig. Es kam die angenehme Stunde seines Tagewerkes, in welcher er seine Hunde und Falken mit eigenen Händen fütterte. „Herrschaften," sagte er, „mich würde dieser germanische Mönch nicht verführen. Man hat mir sein Bildnis gezeigt: ein plumper Bauernkopf, ohne Hals, tief

in den Schultern. Und seine Gönner, die saxonischen Fürsten — Bierfässer!"

Guicciardin zerdrückte den feinen Kelch in der Hand und einen Fluch zwischen den Zähnen. „Es ist schwül hier im Saale," entschuldigte er sich, und gleich hob der Herzog die Tafel auf. „Wir wollen frische Luft schöpfen," meinte er. „Auf Wiedersehen, Herrschaften, nach Sonnenuntergang, im grünen Cabinette."

Er verließ das Zimmer, um dem Venezianer, an welchem er ein Wohlgefallen fand, seine Gebäude, Terrassen und Gärten zu zeigen. Es waren noch jene unvergleichlichen Anlagen, welche der letzte Visconte gebaut und mit seinem gespenstischen Treiben erfüllt hatte, die Ueberbleibsel jener „Burg des Glückes", wo er, wie ein scheuer Dämon in seinem Zauberschlosse, Italien mit vollendeter Kunst regierte, und aus welcher er seine Günstlinge, sobald sie erkrankten, wegtragen ließ, damit niemals der Tod an diese Marmorpforten klopfe.

Ein guter Theil der alten Pracht war verfallen, oder zertreten und verschüttet durch den Krieg und die neu aufgeworfenen Bollwerke. Immerhin blieb noch genug übrig für die schmeichelnde Bewunderung des

schönen Lälius, und Franz Sforza verlebte ein paar hübsche Stunden. Nur da sie eine Reitbahn betraten, welche der Bourbon während seiner mailändischen Statthalterschaft errichtet, verschatteten sich die fürstlichen Züge, um sich dann aber gleich wieder zu erheitern. Er hatte das schallende Gelächter Guicciardins vernommen und darauf diesen selbst erblickt, der sich in eine ländliche Veranda hemdärmlig mitten unter lombardische Stallknechte gesetzt hatte, mit ihnen Karten spielte und einem herben Landweine zusprach. „Die Vergnügungen eines Republikaners," spottete Franz Sforza. „Er erholt sich von seinem fürstlichen Umgange." Der schöne Lelio lächelte zweideutig, und sie setzten ihren Lustwandel fort.

Der Erste, welcher sich in dem moosgrünen Cabinette einfand, wenn er es nicht etwa gleich nach aufgehobener Tafel betreten und nicht wieder verlassen hatte, war Girolamo Morone. Er stand vertieft in das Bild. Eine Weile mochte er die entzückten Augen an dem holdseligen Weibe geweidet haben, jetzt aber durchforschte er mit angestrengtem Blicke das Antlitz des Pescara, und was er aus den starken Zügen heraus oder in dieselben hinein las, gestaltete sich in dem

erregten Manne zu heftigen Gebärden und abgebrochenen Lauten. „Wie wirst du spielen, Pescara?“ stammelte er, die schalkhafte Frage, die in Victorias unschuldigem Auge lag, ingrimmig wiederholend und die pechschwarze Braue zusammenziehend.

Da erhielt er einen kräftigen Schlag auf die Schulter. „Verliebst du dich in die göttliche Victoria, du Sumpf?“ fragte ihn Guicciardin mit einem derben Gelächter.

„Spaß beiseite, Guicciardin, was denkst du von Dem hier mit dem rothen Wamse?“ und der Kanzler wies auf den Feldherrn.

„Er sieht wie ein Henker.“

„Nicht, Guicciardin. Ich meine: was sagst du zu diesen Zügen? Sind es die eines Italieners oder die eines Spaniers?“

„Eine schöne Mischung, Morone. Die Laster von beiden: falsch, grausam und geizig! So habe ich ihn erfahren, und du selbst, Kanzler, hast mir ihn so gezeichnet. Erinnere dich! in Rom, vor zwei Jahren, da der witzige Jakob uns zusammen über den Tiber setzte.“

„Hab' ich? Dann war es der Irrthum eines momentanen Eindrucks. Menschen und Dinge wechseln.“

„Die Dinge, ja; die Menschen, nein: sie verkleiden und spreizen sich, doch sie bleiben, wer sie sind. Nicht wahr, Hoheit?“ Guicciardin wendete sich gegen den Herzog, welcher eben eintrat und dem der Venezianer auf dem Fuße folgte.

Die vier grünen Schemel besetzten sich und die Thüren wurden verboten. Das offene Fenster füllte ein glühender Abendhimmel.

„Herrschaften,“ begann der Herzog mit würdiger Miene, „wie weit die Vollmachten?“

„Meine Bescheidenheit,“ sagte der schöne Lälius, „ist beauftragt abzuschließen.“

„Die Weisheit des heiligen Vaters,“ folgte Guicciardin, „wünscht ebenfalls ein Ende. Die Liga war langeher der Liebling ihrer Gedanken: sie stellt sich, wie ihr gebührt, an die Spitze, mit Vorbehalt der schonenden Formen des höchsten Hirtenamtes.“

„Die Liga ist geschlossen!“ rief der Herzog muthig. „Kanzler, statte Bericht ab!“

„Herrschaften,“ begann dieser, „in ihren Briefen verspricht die französische Regentschaft, im Einverständnis mit dem zu Madrid gefangen sitzenden Könige, ein ansehnliches Heer und entsagt zugleich endgültig, in die

Hände des heiligen Vaters, den Ansprüchen auf Neapel und Mailand."

„Optime!" jubelte der Herzog. „Und Schweizer bekämen wir soviel wir wollen, in lichten Haufen, wenn wir nur Ducaten hätten, ihnen damit zu klingeln. Nicht wahr, Kanzler?"

„Da ist Rath zu schaffen," versicherten die zwei Andern.

„Aber, Herren," drängte Morone, „es eilt! Der Borbone war hier. Man blickt uns in die Karten. Die drei Feldherrn drohen in Monatsfrist Mailand zu nehmen, wenn wir nicht abrüsten. Wir müssen losschlagen, und um loszuschlagen, müssen wir unsern Capitano wählen, jetzt, sogleich!"

„Dazu sind wir gekommen," sprachen die Zweie wiederum einstimmig.

„Der Liga den Feldherrn geben!" wiederholte der Kanzler. „Das ist nicht weniger als über das Los Italiens entscheiden! Wen stellen wir dem Pescara entgegen, dem größten Feldherrn der Gegenwart? Nennet mir den ebenbürtigen Geist! Unsern großen Kriegsleuten, dem Alviano, dem Trivulzio, ist längst die Grabschrift gemacht, und die übrigen hat Pavia ge-

tödtet. Nennet mir ihn! Zeiget mir die mächtige Gestalt! Wo ist die gepanzerte rettende Hand, daß ich sie ergreife?"

Eine trübe Stimmung kam über die Gesellschaft, und der Kanzler weidete sich an der Niedergeschlagenheit der Verbündeten.

„Wir haben den Urbinaten oder den Ferraresen," meinte Nasi, doch Guicciardin erklärte bündig, den Herzog von Ferrara schließe die Heiligkeit aus als ihren abtrünnigen Lehensmann. „Wählen wir den Herzog von Urbino. Er ist kleinlich und selbstsüchtig, ohne weiten Blick, ein ewiger Verschlepper und Zauderer, aber ein versuchter Kriegsmann, und es bleibt uns kein Anderer," sprach der Florentiner mit gerunzelter Stirn.

„Da wäre noch euer Hans Medici, Guicciardin, und Ihr hättet den jungen Waghals, nach dem euer Herz zu begehren scheint," neckte ihn der Venezianer.

„Höhnt Ihr mich, Nasi?" zürnte Guicciardin. „Daß ein junger Frevler unsere patriotische Sache entweihe und ein tollkühner Bube unsern letzten Krieg mit dem Würfelspiel einer leichtsinnigen Schlacht vergecke? Der Urbinate wird uns wenigstens nicht verderben, wenn er den Krieg verewigt, die Hilfe eines

würgenden Fiebers oder eines Auflaufes der Landsknechte im kaiserlichen Lager abwartend. Wählen wir ihn.“ Er seufzte, und in demselben Augenblicke fuhr er wüthend gegen den Kanzler los, den er das Ende seiner Rede mit einem verzweifelnden Gebärdenspiele begleiten sah. „Laß die Grimassen, Narr!“ schrie er ihn an, „... ich bitte um Vergebung, Hoheit, wenn ich ungeduldig werde, und Hoheit ist auf meiner Seite, wie ich glaube ...“ Der Herzog blickte auf seinen Kanzler.

„Sei es,“ sagte Morone, „wir stimmen bei, aber es ist ein unfreudiges Ja, das die Hoheit zu dem seelenlosen Anfange unsers Bündnisses giebt.“ Der Herzog nickte trübselig. „Nein,“ rief der Kanzler, „sie giebt es nicht, die Hoheit tritt zurück, sie kann es nicht verantworten, die letzten Kräfte dieses Herzogthums zu erschöpfen! Sie zieht nicht zu Felde, im voraus entmuthigt und geschlagen! Die Liga ist aufgehoben! Oder wir suchen ihr einen siegenden Feldherrn.“

Die zwei Andern schwiegen mißmuthig.

„Und ich weiß einen!“ sagte Morone.

„Du weißt ihn?“ schrie Guicciardin. „Bei allen Teufeln, heraus damit! Rede! Wen werfen wir in die Wagschale gegen Pescara?“

„Redet, Kanzler!“ trieb auch der Venezianer.

Morone, der von seinem Schemel aufgesprungen war, trat einen Schritt vorwärts und sprach mit starker Stimme: „Wen wir gegen Pescara in die Wagschale werfen? welchen Ebenbürtigen? Pescara, ihn selber!“

Ein Schrecken versteinerte die Gesellschaft. Der Herzog starrte seinen außerordentlichen Kanzler mit aufgerissenen Augen an, während Guicciardin und der Venezianer langsam die Hand an die Stirn legten und zu sinnen begannen. Beide erriethen sie als kluge Leute ohne Schwierigkeit, wie Morone es meinte. Sie waren die Söhne eines Jahrhunderts, wo jede Art von Verrath und Wortbruch zu den alltäglichen Dingen gehörte. Hätte es sich um einen gewöhnlichen Condottiere gehandelt, einen jener fürstlichen oder plebejischen Abenteurer, welche ihre Banden dem Meistbietenden verkauften, sie hätten wohl dem Kanzler sein freveles Wort von den Lippen vorweggenommen. Aber den ersten kaiserlichen Heerführer? aber Pescara? Unmöglich! Doch warum nicht Pescara? Und da Morone leidenschaftlich zu sprechen begann, verschlangen sie seine Worte.

„Herrschaften,“ sagte dieser, „Pescara ist unter

uns geboren. Er hat Spanien niemals betreten. Die herrlichste Italienerin ist sein Weib. Er muß Italien lieben. Er gehört zu uns, und in dieser Schicksalsstunde, da wir mit dem noch ledigen Arm unsern andern schon gefesselten befreien wollen, nehmen wir den größten Sohn der Heimat und ihren einzigen Feldherrn in Anspruch. Wir wollen zu ihm gehen, ihn umschlingen und ihn anrufen: Rette Italien, Pescara! Ziehe es empor! Oder es reißt dich mit in den Abgrund!“

„Genug declamiert!“ rief Guicciardin. „Ein Phantast wie du, Kanzler, mit den unbändigen Sprüngen deiner Einbildungskraft ist dazu da, das Unmögliche zu erdenken und auszusprechen, das vielleicht, näher betrachtet, nicht völlig unmöglich ist. Jetzt aber sei stille und laß die Vernünftigen es beschauen und sich zurechtlegen, was du im Fieber geweissagt hast. Gebärde dich nicht wie ein Rasender, sondern setze dich und laß mich reden!

Herrschaften, oft, und in verzweifelten Lagen immer, ist Kühnheit der beste und einzige Rath. Der Krieg unter dem Urbinaten starrt uns an wie eine Maske mit leeren Augen. Wir Alle fühlen, er würde uns langsam lähmen und methodisch zu Grunde richten.

Lieber ein halsbrechendes Wagnis. Also ja! Wenn es nach mir geht, versuchen wir den Pescara! Verräth er uns an den Kaiser, so kann er uns Alle verderben. Aber wer weiß, ob er nicht seinem Dämon unterliegt? Zuerst müssen wir uns fragen: wer ist Pescara? Ich will es euch sagen: ein genialer Rechner, der die Möglichkeiten scharfsinnig scheidet und abwägt, der die Dinge unter ihrem trügerischen Antlitz auf ihren wahren Werth und ihre reale Macht zu untersuchen die Gewohnheit hat. Wäre er sonst, der er ist, der Sieger von Bicocca und Pavia? Wenn wir ihn antreten, wird er zuerst eine große Entrüstung heucheln über eine Sache, die er sicherlich selbst schon in gewissen Stunden sich besehen und betrachtet hat, wenn auch vielleicht nur als Uebung seines immerfort arbeitenden Verstandes. Dann wird er langsam und sorgfältig abwägen: den Stoff, den wir ihm geben, das heißt unser Italien, ob sich daraus ein Heer und später ein Reich bilden ließe, und — seinen Lohn. Und da der Stoff zwar edel, aber spröde ist und einer gewaltig bildenden Hand bedarf, müssen wir ihm die größte Belohnung bieten: eine Krone."

„Welche Krone?" stammelte der Herzog angstvoll.

„Eine Krone, Hoheit, sagte ich, keinen Herzogshut, und meinte die schöne von Neapel. Sie ist in Feindeshand, also erledigt, und ein Lehen der Heiligkeit."

„Wenn wir Kronen austheilen," spottete der Venezianer, „warum bieten wir dem Pescara nicht gleich die Fabel- und Traumkrone von Italien?"

„Die Traumkrone!" Das Antlitz des Florentiners zuckte schmerzlich. Dann sprach er trotzig, sich und die Umsitzenden vergessend: „Die Krone von Italien! Wenn Pescara an der Spitze unserer Heere reitet, wird sie ungenannt vor ihm her schweben. Möchte er sie, als der Größte unserer Geschichte, fassen und ergreifen, diese ideale Krone, nach welcher schon so manche Hände und die frevelhaftesten sich gestreckt haben! Möchte sie auf seinem Haupte zur Wahrheit werden! Und," sagte er kühn, „weil wir heute jedes gewöhnliche Maß verlassen und unsern Endgedanken und innersten Wünschen Gestalt geben, so wisset, Herrschaften: ist Pescara der Vorausbestimmte, wie es möglich wäre, in der Zeit liegen große Begünstigungen und in den Sternen glückliche Verheißungen. Baut er Italien, so wird er es auch beherrschen. Aber, Kanzler, ich habe dich einen Phantasten genannt, und phantasiere größer als du.

Kehren wir zurück aus dem Reiche des Ungebornen in die Wirklichkeit und stellen wir die Frage: wer übernimmt die Rolle des Versuchers?"

„Ich stürze mich wie Curtius in den Abgrund!" rief der Kanzler aus.

„Recht," billigte Guicciardin. „Du bist die Person dazu. Einem Andern würde die Stimme versagen und er würde vor Scham versinken, wenn er vor Pescara träte, um mit ihm von seinem Verrathe zu reden. Du Schamloser aber bist zu allem fähig, und deine Schellenkappe bringt dich aus Lagen und Verwicklungen, wo jeder Andere hängen bliebe. Will Pescara nicht, so nimmt er dich von deiner närrischen Seite und behandelt dich als Possenreißer; will er, so wird er unter deinen tragischen Gebärden und deinen komischen Runzeln den Ernst und die Größe der Sache schon zu entdecken wissen. Gehe du hin, mein Sohn, und versuche den Pescara!"

Der Herzog, der sich grübelnd auf seinem Schemel zusammengekauert hatte, wollte eben nach Licht rufen, denn die Dämmerung wuchs, und er fürchtete das Dunkel. Da sah er die Dinge unvermuthet auf ihre Spitze kommen und wurde ängstlich. „Kanzler, du

darfst nicht!" verbot er. „Ich will mit diesem großmächtigen Pescara nichts zu schaffen haben. Bekommen wir ihn, so wird er zuerst meine Ebenen nehmen, welche den Krieg anlocken, und meine Festungen, welche sie behaupten. Und hat er sie, so wird er sie behalten. Verspielt er aber, so büße ich zuerst und verfalle ohne Gnade dem Spruche des Kaisers meines Lehensherrn. O, ich durchschaue euch! Ihr Alle, selbst Dieser da" — er blickte wehmüthig nach seinem Kanzler — „habet immer nur euer Italien im Sinne, und ich gelte euch" — er blies über die flache Hand — „soviel! Ich aber bin ein Fürst und will mein Erbe, mein Mailand, und nichts als mein Mailand! Und du, Girolamo, gehst nicht zu Pescara. Die Geschäfte würden darunter leiden. Ich kann dich keine Stunde entbehren!"

Jetzt nahm der schöne Lälius das Wort und lispelte: „Wenn Hoheit darauf bestünde, so würde durch ihren Einspruch unser Plan hinfällig, und ich hätte einen andern zu belieben. Da wir uns einmal, sonderbarerweise, nach unserm Capitano unter den kaiserlichen Feldherrn umsehen, wäre nicht etwa der Versuch zu machen, ob sich der Borbone, gegen ein großes Anerbieten, zu einem zweiten Verrath entschlösse?"

Der Herzog schrak zusammen. „Wann verreisest du, mein Girolamo?“ fragte er.

„Zuerst, Kanzler,“ fiel Guicciardin ein, „habe ich Auftrag dich nach Rom mitzunehmen. Der heilige Vater wünscht dich näher kennen zu lernen. Denn er hat eine große Meinung von dir. Er nennt dich den Kanzler Proteus und behauptet, du seiest, trotz deiner tollen Augen, einer der klügsten Männer Italiens.“

„Das ist gut,“ bemerkte der Venezianer, „schon weil es die entscheidende Stunde verschiebt, in welcher Girolamo Morone als Versucher zu Pescara tritt. Ich wünsche dieser Stunde zuvor einen Grund und eine Wurzel in der öffentlichen Meinung zu geben. Darf ich mich darüber verbreiten, Herrschaften?“

Das fade Gesicht des Venezianers nahm, soweit sich in der Dämmerung noch unterscheiden ließ, einen energischen Ausdruck an und er redete mit markiger Stimme: „Der Kanzler, da er sein bedeutendes Wort aussprach, hat uns ohne Zweifel erschreckt, aber nicht eigentlich in Verwunderung gesetzt. Nachdem der vernichtende Schlag von Pavia dem Kaiser unser ganzes Italien wehrlos zu Füßen geworfen hatte, suchte die öffentliche Meinung von selbst eine Schranke gegen die

drohende Allmacht und ließ aus der Natur der Dinge unsere Liga emporwachsen. Zugleich beschäftigte sich die öffentliche Meinung mit dem Lohne, der Pescara für seinen vollkommenen Sieg und die Erbeutung eines Königes gebühre. Und da die Kargheit und der Undank des Kaisers weltbekannt sind, zog sie den Schluß, daß er seinen Feldherrn nicht zufriedenstellen und dieser anderwärts einen Ersatz suchen werde. Jetzt verbindet die öffentliche Meinung diese beiden Dinge: unsern schon durchschimmernden patriotischen Bund und einen möglichen größern Gewinn des Pescara. So wird sein Uebertritt glaubwürdig, bevor er sich vollzieht. Nur ist es dienlich, daß dieser begründeten allgemeinen Ansicht durch eine geschickte Hand eine überzeugende Gestalt und durch eine geläufige Zunge eine für ganz Italien verständliche Sprache gegeben werde. Nun ist seit kurzem ein wanderndes Talent unter uns aufgetaucht, ein vielversprechender junger Mann, der sich hoffentlich noch an Venedig fesseln läßt —"

„Einen Fußtritt dem Aretiner! Er hat mich schändlich verleumdet ..." „Ein göttlicher Mann! Er hat mich den ersten Fürsten Italiens genannt!" riefen Guicciardin und der Herzog miteinander aus.

„Ich sehe," lächelte Nasi, „daß der Mann auch hier nach seinem Werthe gekannt ist. Seine Briefe, an wahre oder erfundene Personen, in tausend und tausend Blättern ausgestreut, sind eine Macht und beherrschen die Welt. Ich will ihm eine sehr starke Summe senden, und ihr werdet euch über die Saat von schönfarbigen Giftpilzen verwundern, die über Nacht aus dem ganzen Boden Italiens emporschießt: Verse, Abhandlungen, Briefwechsel, ein bacchantisch aufspringender, taumelnder Reigen verhüllter und nackter, drohender und verlockender Figuren und Wendungen, alle um Pescara sich drehend und um die Wahrscheinlichkeit und Schönheit seines Verrathes. So bildet sich eine unüberwindliche allgemeine Ueberzeugung, welche den Pescara zu uns herüberreißt und ihn zugleich — da liegt es — am kaiserlichen Hofe so gründlich und endgültig untergräbt, daß er zum Verräther werden muß, er wolle oder nicht."

„Nichts da, Excellenz!" rief der Kanzler aus dem Dunkel. „Ihr verderbt mir das Spiel! Der Befreier Italiens soll sich in voller Freiheit entscheiden, nicht als das Opfer einer teuflischen Umgarnung . . ."

„Du bist prächtig, Kanzler, mit deinen moralischen

Scrupeln!“ unterbrach ihn Guicciardin. „Wisse, auch mein Herz empört sich und nimmt Theil für den unrettbar Ueberlisteten! Aber ich heiße den Menschen schweigen und handle als Staatsmann. Das Mittel der Excellenz ist ohne Vergleichung unter alle dem, was heute Abend gefunden wurde, das Ruchloseste, aber auch das Klügste und Wirksamste. Erst jetzt wird die Sache wahrhaft gefährlich für Pescara, und sein Verrath wahrscheinlich. Ans Werk.“

„Er ist unter uns und lauscht!“ schrie der Herzog mit gellender Stimme, daß Alle zusammenfuhren. Ihre Blicke folgten seinem geängstigten. Der Mond, der als blendende Silberscheibe über den Horizont getreten war und seine schrägen Strahlen in das kleine Gemach zu werfen begann, spielte wunderlich auf der Schachpartie. Victorias hervorquellendes Auge blickte erzürnt, als spräche es: Hast du gehört, Pescara? Welche Verruchtheit! und jetzt fragte es angstvoll: Was wirst du thun, Pescara? Dieser war bleich wie der Tod, mit einem Lächeln in den Mundwinkeln.

Zweites Capitel.

In der weiten hellen Fensternische jener edeln vaticanischen Kammer, an deren Dielen und Wänden Raphael die Triumphe des Menschengeistes verherrlicht, saß ein Greis mit großen Zügen und von ehrwürdiger Erscheinung. Er sprach bedächtig zu dem emporgewendeten, mit dunkelblonden Flechten umwundenen Haupte eines Weibes, das zu seinen Füßen saß und mit einem warmen menschlichen Blut in den Adern ebenso schön war als die Begriffe des Rechtes und der Theologie, wie sie der Urbinate in herrlichen weiblichen Gestalten verkörpert. Der betagte Papst mit seinem langen gebückten Rücken und in seinem fließenden weißen Gewande ähnelte einer klugen Matrone, welche lehrhaft mit einem jungen Weibe plaudert.

Noch nicht gar lange mochte Victoria auf ihrem Schemel gesessen haben, denn der heilige Vater erkundigte sich eben erst nach dem Befinden ihres Gatten

des Marchese von Pescara. „Die Seitenwunde von Pavia macht sich nicht mehr fühlbar?“ sagte er.

„Der Marchese ist völlig geheilt,“ erwiderte Victoria unschuldig. „Die Seitenwunde ist vernarbt sowie auch die schlimmere Stirnwunde. Er wird Eure Heiligkeit begrüßen, wenn er den Urlaub antritt, den ihm die Gnade des Kaisers zugesagt hat und der uns Glückselige“ — sie sprach es mit jubelnden Augen — „auf unserer Meeresinsel vereinigen wird. Aber er selbst verweigert sich denselben für einmal noch, weniger des politischen Horizontes wegen, der nicht heller noch trüber sei als sonst — so schreibt er — sondern weil er gerade jetzt das Heer ungern verlasse. Der Mörder,“ sagte sie lächelnd, „beschäftigt sich nämlich mit einer vervollkommneten Feuerwaffe und einem neuen Manöver. Das brächte er nun gerne erst zu einem Ergebnis. So hat er mich, die er anfänglich hier in Rom überraschen wollte, in sein Feldlager nach Novara beschieden und ich reise morgen, nicht im Schneckenhaus meiner Sänfte, sondern im Sattel meines hitzigen türkischen Pferdchens. Hätte ich Flügel! mich verlangt nach den Narben meines Herrn, dessen Antlitz ich nicht gesehen seit jener berühmten Schlacht, die ihn unsterb-

lich gemacht hat. Und so bin ich zu der Heiligkeit geeilt in der Freude meines Herzens, um mich bei Ihr zu beurlauben: denn das ist der Zweck meines Besuches.“ So redete Victoria aufwallend und überquellend wie ein römischer Brunnen.

Ihre aufrichtigen Worte belehrten den heiligen Vater, daß Pescara sein Thun und Lassen in dasselbe Zwielicht stelle, welches auch er liebte. Nur mit dem Unterschiede, daß der junge Pescara im entscheidenden Augenblicke wie ein Blitz aus seiner Wolke hervorsprang, während Clemens unentschlossen, über sich selbst zornig, in der seinigen verborgen blieb, weil er aus greisenhafter Ueberklugheit den Moment zu ergreifen versäumte. Er schärfte, in einem andern Bilde gesprochen, den Stift so lange, bis zu seinem Aerger die allzufeine Spitze abbrach. Jetzt trat er leise und tastete.

„Einen Urlaub hat der Marchese verlangt?“ verwunderte er sich. „Ich dächte, seinen Abschied? Achilles zürnt im Zelte, so hörte ich.“

„Davon weiß ich nichts und das glaube ich nicht, heiliger Vater,“ entgegnete Victoria und warf mit einer stolzen Gebärde das Haupt zurück. „Warum seinen Abschied?“

„Nicht wegen einer rosigen Briseis, Madonna," antwortete Clemens ärgerlich mit einem frostigen Scherze, „sondern geprellt um einen erbeuteten König und um die Thürme von Sora und Carpi."

Damit spielte der Papst auf zwei bekannte Thatsachen an. Der Vicekönig von Neapel hatte bei Pavia, Pescara zuvorkommend, den Degen des französischen Königs in Empfang und damit die Ehre vorweggenommen, die erlauchte Beute nach Spanien führen zu dürfen. Und dann hatte der Kaiser Sora und Carpi den begehrlichen Colonnen, den eigenen Verwandten der Victoria geschenkt, nicht seinem großen Feldherrn, welcher ebenfalls einen Blick danach geworfen.

Victoria erröthete unwillig. „Heiliger Vater, Ihr denkt gering von meinem Gemahl. Ihr stellet Euch einen kleinlichen Pescara vor: gebet mir Urlaub, damit ich reise und mich überzeuge, daß euer Pescara nicht mein Pescara ist. Ich habe Eile vor den wahren zu treten."

Sie erhob sich und stand groß vor dem Papste, aber schon verbeugte sie sich wieder tief mit demüthiger Gebärde, um seinen Segen flehend. Da bat er sie, sich wiederum zu setzen, und sie gehorchte. Clemens

durfte sich die Gelegenheit nicht entrinnen lassen, Pescara durch den geliebten Mund seines Weibes zum Abfalle zu bereden. Daß aber mit Anspielungen und Vorbereitungen bei der Colonna, wie er sie vor sich sah, nichts gethan wäre, begriff er leicht: entweder würde sie sich gegen das Zweideutige aufbäumen, oder es als etwas Unverständliches und Nichtiges unbesehen in den Winkel werfen. Er mußte dieser wahren und auf Wahrheit dringenden Natur die Sache in klaren Umrissen vorzeichnen und in ein volles Licht stellen, damit sie dieselbe ihres Blickes würdige. Das ging ihm gegen seine Art, und er that einen schweren Seufzer.

Da fand er eine Auskunft, die nicht ohne Geist und List war. Er fragte Victoria mit einer harmlosen Miene, während er die Hand mit dem Fischerring auf ein in blauen Sammet gebundenes Buch mit vergoldeten Schlössern legte: „Spinnst du wieder etwas Poetisches, geliebte Tochter? Wahrlich, ich bin ein Verehrer deiner Muse, weil sie sich mit dem Guten und Heiligen beschäftigt. Und ich liebe sie insbesondere, wo sie moralische Fragen stellt und beantwortet. Aber das schwerste sittliche Problem hast du noch in keinem

deiner Sonette behandelt. Weißt du, welches ich meine, Victoria Colonna?“

Diese wunderte sich nicht über den plötzlichen Einfall des heiligen Vaters, weil sie hier auf dem eigenen Boden stand und, bei ihrem schon gefeierten Namen, Gelehrte und Laien wohl nicht selten ähnliche Fragen an sie richten mochten. Sie fühlte sich und erhob den schlanken Leib kampflustig, während sich ihre Augen mit Licht füllten. „Der größte sittliche Streit,“ sagte sie ohne Besinnen, „ist der zwischen zwei höchsten Pflichten.“

Jetzt hatte der heilige Vater Fahrwasser gewonnen. „So ist es,“ bekräftigte er mit theologischem Ernste. „Das heißt: scheinbar höchsten, denn eine der beiden ist immer die höhere, sonst gäbe es keine sittliche Weltordnung. Ich flehe zu Gott und seinen Heiligen, daß sie dir beistehen und dich die höhere Pflicht erkennen lassen, damit du sie der geringern vorziehest, du und dein Gatte, denn siehe, dieser große und schwere Kampf wird an euch Beide herantreten.“

Victoria erblaßte, da ihr die akademische Frage plötzlich in das lebendige Fleisch schnitt, der heilige Vater aber redete feierlich: „Höre mich, meine Toch-

ter! Alles, was ich dir jetzt zu sagen habe, ist auch dem Marchese gesagt, den meine Worte durch dich erreichen. Vernimm es: der heilige Stuhl trennt sich zu dieser Stunde von der kaiserlichen Majestät und bietet ihr die Spitze. Ich handle so als Fürst und als Hirte. Als Fürst: weil heute die Schicksalsstunde Italiens ist. Lassen wir sie verrinnen, so verfallen wir italienischen Fürsten alle auf Jahrhunderte hinaus dem spanischen Joche. Frage, wen du willst: so urtheilen alle Einsichtigen. Aber auch als höchster Hirte. Ersteht in jenem räthselhaften Jüngling, der Völker in seinem Blut und auf seinem Haupte Kronen vereinigt, der alte Kaisergedanke, so ist die ganze leidenvolle Arbeit meiner heiligen Vorgänger umsonst gewesen, und die Kirche wird durch die neue Staatskunst enger gefesselt und tiefer gedemüthigt, als von den eisernen Fäusten jener fabelhaften germanischen Ungethüme, der Salier und der Staufen. So steht es. Blieb dir fremd, was Italien mit Furcht und Hoffnung erfüllt?"

„Der Marchese will es nicht glauben," sagte Victoria mit einem schnellen Erröthen. Der heilige Vater lächelte. „Heiligkeit vergesse nicht," lächelte sie ebenfalls, „ich bin eine Colonna, das ist eine Ghibellinin."

„Du bist eine Römerin, meine Tochter, und eine Christin,“ wies sie Clemens zurecht.

Es entstand eine Pause. Dann fragte sie: „Und Pescara?“

„Pescara,“ antwortete der Papst und dämpfte die Stimme, „ist eher mein Unterthan als derjenige des Kaisers. Denn er ist ein Neapolitaner, und ich bin der Lehensherr von Neapel. Glaube nicht, Victoria, daß ich leichthin rede. Wie dürfte ich es, da ich das Gewissen der Welt bin? Wahrlich, ich sage dir: in schlaflosen Nächten und bekümmerten Frühstunden habe ich mein Recht auf Pescara geprüft. Meiner politischen Vernunft mißtrauend, habe ich die zwei größten Rechtsgelehrten Italiens zu Rathe gezogen, Accolti und . . . hm . . . den Zweiten.“

Der Papst zerdrückte den Namen klüglich auf der Zunge, da ihm noch zur rechten Zeit einfiel, dieser zweite Rechtsgelehrte, der Bischof von Cervia, genieße des Rufes der schamlosesten Käuflichkeit. „Beide“ — Clemens klopfte mit dem Fischerring auf das blaue Buch — „stimmen zusammen, daß Pescara, nach strengem Rechte betrachtet, viel mehr mein Mann sei als der des Kaisers, und Beide erinnern mich da=

ran, daß ich überdies, kraft meines Schlüsselamtes, jetzt da der Kaiser mein Feind wird, die Macht besitze, den Marchese eines Eides zu entbinden, den er einem Feinde des heiligen Stuhles geschworen hat."

Der Papst hatte sich langsam erhoben. „Und so thue ich!" sagte er priesterlich. „Ich löse Ferdinand Avalos vom Kaiser und zerbreche seine Treue. Ich ernenne den Marchese von Pescara zum Gonfaloniere der Kirche und zum Feldherrn der Liga, welche die heilige heißt, weil Christus in der Person seines Nachfolgers an ihrer Spitze steht." Der Papst hielt inne.

Jetzt hob er die rechte und die linke Hand in gleicher Höhe, als hielten sie eine Krone über dem Haupte der Colonna, die, von Staunen überwältigt, auf die Kniee sank, und sprach mit lauter Stimme: „Die Verdienste meines Gonfaloniere um mich und die heilige Kirche voraus belohnend, kröne ich Ferdinand Avalos Marchese von Pescara zum Könige von Neapel!" Die junge Königin erbebte vor Freude. Sie glaubte eine Krone zu verdienen. Sprachlos, mit brennenden Wangen empfing sie den Segen. Dann stand sie auf und ging, in gemessenen, aber eiligen Schritten, als könne sie es nicht erwarten, dem erhöhten Gemahl seine Krone zu bringen.

Der heilige Vater, selbst aufgeregt, folgte ihr so hastig, daß er beinahe einen Pantoffel verloren hätte. An der Schwelle erreichte er sie und wollte ihr den Band von blauem Sammet bieten. „Für den Marchese," sagte er.

Da erblickte er hinter ihr Guicciardin mit Morone, die vielleicht ein bischen an der Thüre gehorcht hatten. Victoria mit strahlenden Augen voll glühender Wonne erschien dem Kanzler als ein solches Wunder, daß er fast von Besinnung kam. Rasch gesammelt aber flehte er den Papst an: „Die Heiligkeit mache mich Unheiligen bekannt mit der himmlischen Victoria!" worauf Clemens ihm einen kleinen Klaps auf die Schulter gab und ihn mit den Worten vorstellte: „Der Kanzler von Mailand, ein Weltkind, auf das sich der heilige Geist herabzulassen beginnt!" Dann wisperte er Victorien ins Ohr: „Morone, Buffone."

Diese verschwand in der Verwirrung ihres Glückes, während der Papst in der seinigen das wichtige blaue Buch zurückbehielt, denn er war noch ganz berauscht von der kühnen symbolischen That, zu welcher ihn der Anblick der schönen Frau hingerissen hatte. Nun fühlte er doch, daß er das Gleichgewicht verloren; er wies

mit einer Handbewegung den Besuch des Florentiners und des Lombarden ab und trat in die raphaelische Kammer zurück.

Die beiden nicht Empfangenen sahen sich einen Augenblick an, dann ergriff Guicciardin lachend den Arm des Kanzlers und zog ihn sanftgestufte Treppen hinunter in die vaticanischen Gärten, deren Schattengänge sie nicht aufzusuchen brauchten, denn der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt.

„Eigentlich," plauderte Guicciardin, „mag ich den Alten leiden. So fein er spinnt und so bedacht er redet, ist er doch innerlich ein leidenschaftlicher, ein zorniger Mensch wie ich, und jetzt höchst aufgeregt, weil er der Colonna unsere gefährliche Heimlichkeit geoffenbart hat. Du in deiner Verzückung hast es freilich nicht gesehen, wie er ihr die Gutachten des Accolti und des Angelo de Cesis in die Hand drücken wollte. Zwei käufliche Schurken, die den Meineid mit Bibelstellen belegen! Uebrigens ist es ein starkes Ding, daß Clemens in seinen alten Tagen so Kühnes und Folgenschweres unternimmt, und noch mehr, er unternimmt es mit tiefem Mißtrauen gegen sich selbst, ohne Glauben an seinen Stern, denn er hält sich heim=

lich für einen Pechvogel. Das ist schlimm. Da war denn doch der Leo ein anderer, immer strahlend und triumphierend, und darum immer glücklich, während die gegenwärtige Heiligkeit, wie sie mir neulich im Tone des Jeremias prophezeite, die ewige Stadt schon geplündert und aus diesen Dächern" — er wies auf den Vatican — „Rauch und Flamme steigen sieht. Dennoch beginnt er den Kampf gegen den Kaiser, und das rechne ich ihm hoch an, ob es ihm auch zuerst um sein Florenz zu thun ist. Er hat noch Blut in den Adern und knirscht die Zähne, soviel ihm geblieben sind, wenn er den hochmüthigen spanischen Adel auf dem Capitole stolzieren sieht wie in Neapel oder Brüssel. Aber wohin träumst du, Kanzler? von dem Weibe? Natürlich."

„Ich will zu der Römerin reden wie ein alter Römer!" rief der Kanzler.

„Schön! Nur hüte dich, daß du in der Begeisterung nicht deinen classischen Bocksfuß unter der Toga hervorstreckest. Sei züchtig, mache große Worte und packe sie fest an ihrer Eitelkeit!"

„An ihrem Herzen will ich sie packen!"

„Das heißt, an ihrer Tintenflasche, denn die Her=

zen schreibender Weiber sind mit Tinte gefüllt," lästerte der schmähsüchtige Florentiner. „Aber weißt du, Kanzler" — und Guicciardin kniff ihn kräftig in den Arm — „daß es nicht der heilige Vater allein ist, den unsere Unternehmung schlaflos macht. Auch ich habe in dieser Woche noch kein Auge geschlossen. Immer muß ich mir diesen Pescara zurechtdenken. Auf seinen Groll gegen den Kaiser gebe ich nichts: sie können sich über Nacht versöhnen. Ebenso wenig auf den Einfluß des Weibes. Sie wird ihm die Botschaft des Papstes ausrichten dürfen: weiter wird er nicht auf sie hören. Aber ich glaube auch nicht an seine feudale Treue. Pescara ist kein Cid Campeador, oder wie die Spanier ihren loyalen Helden nennen, dafür ist er zu sehr ein Sohn Italiens und des Jahrhunderts. Er glaubt nur an die Macht und an die einzige Pflicht der großen Menschen, ihren vollen Wuchs zu erreichen mit den Mitteln und an den Aufgaben der Zeit. So ist er und so paßt er uns. Unfehlbar, er wird unsere Beute und wir die seinige. Dennoch . . . lache mich aus, Morone . . . etwas umhaucht mich: ich wittere Verborgenes oder Geheimgehaltenes, etwas Wesentliches oder auch etwas Zufälliges, etwas Körperliches oder

einen Zug seiner Seele, kurz, ein unbekanntes Hindernis, das uns den Weg vertritt und unsere genaue Rechnung fälscht und vereitelt."

„Aber," sagte Morone nachdenklich werdend, „wenn er so ist, wie du ihn nimmst, und wenn die Thatsachen liegen, wie wir sie kennen, aus welcher Geisterquelle sollte denn jenes Feindselige aufsteigen?"

„Ich weiß es nicht! Nur — von diesem Pescara geht der Ruf, er verstehe es, einen stürmenden Feind alle Höhen erklimmen zu lassen, um ihm dann plötzlich einen letzten mit Feuerschlünden besetzten und ihn zerschmetternden Wall entgegenzustellen. Wenn in seinem Innern ein solcher Wall gegen uns emporstiege, gerade im Augenblicke da wir glauben seine Seele bewältigt zu haben? Doch weg mit dem Spuk, der nichts ist als die Schwüle vor dem Gewitter, die natürliche Angst und Ungewißheit, die jedem großen und gefährlichen Unternehmen vorangeht."

Ein Blitz flammte über den Vatican. Er stand in weißem Feuer und zeigte die schönen Verhältnisse der neuen Baukunst. Unter dem Rollen des Donners verloren sich die Zweie zwischen den Säulen eines Porticus, Guicciardin betroffen und sich fragend, was das

Omen bedeute, der Kanzler unbekümmert um den Himmel und seine Zeichen, denn er sah sich schon zu den Füßen der Colonna.

Diese hatte im Taumel ihrer Begeisterung den Vatican über die nächste seiner zahlreichen Treppen und durch eines seiner Nebenthore verlassen. Sänfte und Gefolge, welche sie an der Hauptpforte vergeblich erwarteten, hatte sie vergessen und wandelte, mehr von ihrem ehrgeizigen Traume getragen als von dem auf=ziehenden Gewitter gejagt, mit bewegten Gewanden nach ihrem Palast am Apostelplatze zurück. Sie schritt mit einer geraubten Krone wie die erste Tullia, nicht über den Leichnam des Vaters, sondern über die ge=meuchelte Staatstreue; denn die Tochter des Fabricius Colonna und die Gattin Pescaras war eine Neapoli=tanerin und die Unterthanin Karls des Fünften, des Königs von Neapel.

Die krönende Gebärde des Papstes hatte sie über=wältigt. Gewöhnung und Umgebung, der Glaube der Jahrhunderte und die überlieferten Formen der Fröm=migkeit ließen sie in dem Haupte der Kirche, so ent=artet diese sein mochte, immer noch eine Werkstätte des göttlichen Willens und ein Gefäß der höchsten Rath=

schlüsse erblicken — und wie hätte das eigene Selbstgefühl und mehr noch der Stolz auf den Werth ihres Gatten sie zweifeln lassen an dem päpstlichen Rechte, auf das würdigste Haupt eine Krone zu setzen? So konnte ihr die anmaßende Handlung des Medicäers trotz der veränderten Zeiten als ein Ausspruch der Gottheit erscheinen.

Die neue Königin ohne Gefolge hatte den Borgo durcheilt, die Engelsbrücke überschritten und ging nun schon durch die „gerade Gasse", wie sie hieß, im Gelärme der Menge. Diese gab der Colonna ehrerbietig Raum, ohne zu erstaunen über den unbegleiteten Gang und die eilenden Füße der erlauchten Frau, welche jetzt der dem Gewitter vorangehende Sturm beflügelte. Nach und nach aber verlangsamten sich ihre Schritte in dem dichter werdenden Gewühle der nicht breiten Straße, obwohl der schmale Himmel darüber immer dunkler und drohender wurde.

Da erblickte sie über die Menge hinweg eine Cavalcade. Herren der spanischen Gesandtschaft begleiteten, wohl zu einer Audienz im Vatican, den dritten kaiserlichen Feldherrn in der Lombardei, Leyva. Dieser vormalige Stallmeister, der Sohn eines Schenkwirths

und einer Dirne, den ein knechtischer Ehrgeiz und ein eiserner Wille emporgebracht, hatte einen plumpen Körper und das Gesicht eines Bullenbeißers, denn Stirn, Nase und Lippe waren ihm von demselben Schwerthiebe gespaltet. Neben ihm auf einem herrlichen andalusischen Vollblute ritt, in einen weißen Mantel gehüllt, ein vornehmer Mann mit braunem Kopf und energischen Zügen, welcher jetzt mit einer devoten Verbeugung Victorien zu grüßen schien; aber er hatte sich nur vor den steinernen Heiligen einer nahen Kirche verneigt.

War es die grelle Gewitterbeleuchtung, oder die gemessen feindselige Haltung der Herren in einer Stadt, von deren dreigekröntem Gebieter sie ihren König insgeheim verrathen wußten, oder war es Victorias erregte Einbildungskraft, sie sah und fühlte in der Grandezza der Reiter und Rosse, den in die Hüfte gesetzten Armen, den verächtlich halb über die Schulter auf die Romulussöhne niedergleitenden Blicken und bis in die steifen Bartspitzen den Hohn und die Beleidigung der beginnenden spanischen Weltherrschaft, sie empfand Grauen und Ekel und ein tödtlicher Haß regte sich in ihrem römischen Busen gegen diese fremden Räuber und

hochfahrenden Abenteurer, welche die neue und die alte Erde zusammen erbeuteten. Warum war der junge Kaiser zugleich der König dieser ruchlosen Nation, in deren Adern maurisches Blut floß und die Italien mit ihren Borjas vergiftet hatte?

Sonst hätte sie wohl der uralte Familiengeist ihres ghibellinischen Geschlechtes, das Jahrhunderte lang seinen Vortheil darin gefunden hatte, der kaiserlichen Sache ohne Gehorsam zu dienen, an Karl gefesselt, aber nein, nicht an diesen Kaiser, auch wenn er kein Spanier gewesen wäre. Sie konnte sich nichts machen aus dem undeutlichen Knaben, den sie nie von Angesicht gesehen, weder sie noch irgend wer in Italien, das jener zu betreten zögerte.

Einen Brief freilich hatte er an sie geschrieben nach dem Siege von Pavia, um sie zu beglückwünschen, daß sie die Gattin Pescaras sei. Aber gerade in diesen kargen Zeilen schien sich ein kümmerliches Gemüth zu spiegeln, und was der großgesinnten Frau am meisten mißfiel, war die in ihren Augen ängstliche und frömmelnde Demuth, mit welcher der junge Kaiser Gott und seinen Heiligen die ganze Ehre des Sieges gab. Obwohl selbst dem Himmel dankbar, schätzte Victoria

solche Demuth gering an einem Manne und an einem Herrscher. War hier nicht das Geständnis, daß der begeisternde Sieg den Fernstehenden kühl gelassen hatte, ja, war hier nicht die kleinliche Absicht, den Lorbeer Pescaras zu schmälern? Darum mußte der Himmel alles gethan haben. Victoria aber war brennend eifersüchtig auf den Ruhm ihres Gatten. Und wie ungroßmüthig hatte sich Karl erwiesen! Er hatte es über sich gebracht, dem Feldherrn, welchem er Italien verdankte, zwei armselige italienische Städtchen zu verweigern! Nein, einen so kleinen Menschen konnte man gar nicht verrathen, man konnte höchstens von ihm abfallen und ihn fahren lassen.

Jetzt blendete sie ein gewaltiger Blitz, derselbe, der den Kanzler und Guicciardin unter die Dächer des Vaticans zurückgetrieben, und eben da der Regen zu stürzen begann, erreichte sie, rechts durch ein Seitengäßchen biegend, die dunkeln Stufen des Pantheon und seine erhabene Vorhalle. Ohne das Innere des machtvollen Tempels zu betreten, lehnte sie, die entstehende Kühle einathmend, an eine der enge zusammengerückten gewaltigen Säulen, und unter dem Vordache des alten Bauwerkes kehrte ihr Geist in ein noch früheres Alter=

thum zurück, dessen Tugenden die flüssige Bildkraft des Jahrhunderts verherrlichte, ohne sie zu besitzen oder auch nur begreifen zu können in ihrer eintönigen Starrheit und strengen Wirklichkeit.

Jene tugendhaften Lucretien und Cornelien traten ihr wie Schwestern vor das alterthumstrunkene Auge, trug sie doch zwei Namen, die beide so römisch als möglich klangen, und war ihr doch wie jenen hohen Frauen das weibliche Böse unbekannt. Jene schlichten und stolzen Geschöpfe hatten die Eroberer der Welt geboren, Virgils großartiges „Tu regere imperio“, das sie sich wie oft schon vorgesagt hatte, überwältigte sie jetzt bis zu den Thränen. Sie betrat den Tempel und warf sich nieder in der Mitte desselben unter der wetterleuchtenden Wölbung und rang die Hände und flehte, daß Rom und Italien nicht versinke in das Grab der Knechtschaft. Sie flehte in den christlichen Himmel hinauf und nicht minder zu dem Olympier, der über ihr donnerte, zu alle dem, was da rettet und Macht hat, mit der wunderlichen und doch so natürlichen Göttermischung der Uebergangszeiten.

Da sie das Pantheon verließ — wie lange sie auf den Knieen gelegen, wußte sie nicht — heiterte sich

der rasche italienische Himmel eben wieder auf, und in ihrem gewöhnlichen Wandel, leicht und gemessen, beendigte sie den Weg nach ihrem Palaste.

Jetzt kehrten ihre Gedanken zu Pescara zurück. Nicht diese ihre Frauenhände konnten den Spanier verjagen, sondern nur er vermochte es, welcher in jeder der seinigen einen Sieg hielt, wenn sie und die Umstände ihn dazu überredeten. Durfte sie es hoffen? Hatte sie solche Gewalt über ihn? Und Victoria mußte sich sagen, daß sie trotz ihrer langen und trauten Ehe den innersten Pescara nicht kenne. Sie wußte sein Angesicht, seine Gebärde, die kleinste seiner Gewohnheiten auswendig. Daß der Enthaltsame ihr treu sei, glaubte sie und täuschte sich nicht. Daß er sie anbetete und als sein höchstes Gut mit der äußersten Liebe und Sorgfalt hegte, zärtlich und verehrungsvoll zugleich, darauf war sie stolz. In den seligen Stunden ihres kurzen, stets wieder von Feldzug und Lager aufgehobenen Zusammenseins warf er Pläne und Karten und seinen Livius weg, um sein Weib und gemeinsam mit ihr Meerbläue und wandernde Segel zu betrachten. Er spielte mit ihr Schach und sie gewann. Er bat sie, die Laute zu schlagen, schloß die Augen und lauschte.

Er gab ihr für ihre Sonette spitzfindige Themata auf und verschärfte zuweilen den Umriß ihrer allgemeinen Gedanken und weiten Wendungen, denn er selbst hatte früher, in der unfreiwilligen Muße einer Gefangenschaft — und wahrhaftig gar nicht übel für einen Geharnischten — zur Verherrlichung Victorias einen „Triumph der Liebe“ gedichtet.

Seine Siege aber erzählte er, jung wie er war und größerer gewärtig, seinem Weibe niemals, da er sie, wie er sagte, weder langweilen noch mit Blut bespritzen wolle, denn ein Feldzug sei eine lange Geduldsprobe, die zu der rothen Lache einer Schlachtbank führe. Von Politik sprach er ihr nur gar nicht, weder von Vergangenem noch von Schwebendem, obwohl ihm einmal das Wort entschlüpfte, Menschen und Dinge mit unsichtbaren Händen zu lenken, sei das Feinste des Lebens und wer das einmal kenne, möge von nichts Anderem mehr kosten. Doch gewöhnlich meinte er, Politik sei ein schmutziger Markt und sein Weib dürfe nicht einmal die helle Spitze ihres Fußes in den ekeln Sumpf tauchen.

So gestand sich Victoria, daß ihr der Alles untäuschbar durchblickende Pescara undurchdringlich und sein Denken und Glauben verschlossen sei.

War das recht? Durfte es für sie verbotene Thüren und verschlossene Kammern geben in der Seele ihres Mannes? Nach den Plänen des Feldherrn und den Ränken des Staatsmannes war sie nicht begierig, aber sie verlangte eingeweiht zu werden in seinen Ehrgeiz und in sein Gewissen. Und jetzt da Pescara vor einer ungeheuren Entscheidung stand, nein, jetzt ließ sie sich nicht abschütteln von seinem kämpfenden Herzen, nicht abspeisen mit einer Liebkosung oder einem Scherze, jetzt wollte sie mitrathen und mithandeln. Hatte sie ihm nicht eine frische Seele und eine reine Jugend gebracht? War sie nicht eine Colonna? Brachte sie nicht heute eine Krone? Ob er diese zurückweise, ob er sie aus ihren Händen nehme und sie sich aufs Haupt setze, hier wollte sie seine Mitschuldige oder seine Mitentsagende sein, ein bewußter Theil seiner verschwiegenen Seele. Wäre sie schon bei Pescara! Herz und Sohlen brannten ihr vor Ungeduld, und schon durchschritt sie den Apostelplatz, wo ihr ein geharnischter Jüngling entgegentrat, der unter dem Thor ihres Palastes auf sie gewartet hatte.

„Ich war um Euch in Sorge, erlauchte Frau,“ begrüßte er sie, „da eure Sänfte und eure Leute ohne

Euch aus dem Vatican zurückgekehrt sind. Nun, da seid Ihr ja, Pathin, wenn ich Euch so nennen darf, wie ich von jung an gewohnt war und es auch mein gutes Recht ist.“ Ohne Antwort zu geben, stieg sie mit ihm die Treppen hinan, kaum auf seinen dargebotenen Arm sich lehnend.

Diesen gewöhnlichen Dienst von ihm anzunehmen durfte sie sich nicht weigern, was sie auch gegen ihn haben mochte. Denn Del Guasto — so hieß der Jüngling — war der Neffe Pescaras und wie er ein Avalos. Victoria hatte den Knaben gemeinsam mit ihrem jetzigen Gatten aus der Taufe gehoben als ein fünfzehnjähriges Mädchen. So hatte es ihr Vater, der Feldherr Fabricius Colonna veranstaltet, um seine zwei Lieblinge, den unter seiner Kriegsführung stehenden jungen Pescara und sein aufgeblühtes Kind zusammen vor einen Taufstein zu stellen und die beiden Gesichter und Gestalten sich einander erblicken zu lassen.

Später nahm Victoria den wohlgebildeten und feurigen Knaben, der in seinem kostbaren Taufhäubchen ihre Ehe mit Pescara gestiftet und dem die Eltern früh wegstarben, an Kindes Statt. Wäre er nur ein Knabe geblieben! Mit der Weichheit seiner Züge

aber verlor er auch die Liebenswürdigkeit seiner Seele. Das schöne Profil bekam einen Geierblick und den immer schärfer sich biegenden Umriß eines Raubvogels, und die sich offenbarende Unbarmherzigkeit begann Victoria zu befremden und abzustoßen. Pescara hatte ihn dann in den Krieg entführt, und in der einzigen Schule des von ihm vergötterten Feldherrn war er zu dem verwegenen Soldaten erwachsen, der in der Schlacht von Pavia durch Niederlegung der Parkmauer den Sieg begann, aber auch zu dem harten, grausamen Menschen, der auf dem vorjährigen schnellen Rückzug aus der Provence ein Haus, in dessen Keller ein Dutzend seiner Leute sich verspätet hatten, ohne mit der Wimper zu zucken, anzünden und in Flammen aufgehen ließ.

Doch Victoria hatte ihm Schlimmeres vorzuwerfen, einen Frevel, der die Frau in ihr empörte, und davon sollte er nun hören, jetzt da er zum ersten Male seit diesem jüngsten Verbrechen vor ihr stand. Sie erkundigte sich, ob er von Pescara komme und was er bringe. Er antwortete, daß er da sei, um die Herrin nach Novara zu geleiten. Er glaube zu wissen, daß sein Anblick der Herrin mißfalle, habe aber den Auftrag des Feldherrn nicht ablehnen dürfen, der die Marchesa

nur dem sichersten Schwerte anvertrauen wolle. Denn die Straße werde ebenso unsicher wie die Weltlage, und er müsse die Marchesa ersuchen, sich morgen in der Frühe bereit zu halten, er brenne ins Lager zurückzukehren, wo jeder nächste Moment den Krieg bringen könne, und da dürfe er nicht fehlen. Der Mailänder, Venedig, die Heiligkeit betheuern in die Wette ihre friedlichen Gesinnungen: also stehe der Kampf bevor. „Das wissen wir lange schon, es ist nur eine Frage des günstigen Augenblickes. Aber" — er trat einen Schritt zurück — „etwas Anderes, etwas Neues, etwas Ungeheures habe ich auf meiner Reise durch Mittelitalien gehört, und ich brauchte nicht einmal zu lauschen. In Städten und Herbergen rauschte es öffentlich wie die Brunnen auf den Plätzen. Freilich reiste ich unter fremdem Namen und mit nur einem Diener." Er hielt inne und blickte mit brennenden Augen, als verfolge er die spannende Wendung einer Jagd oder einen in Monddämmerung kriechenden Hinterhalt.

„Redet, Don Juan," flüsterte Victoria.

„Für Euch, Madonna, die aus dem Vatican zurückkehrt, giebt es kein Geheimnis, und es ist nicht ein-

mal eines, sondern, wie ich sagte, ein öffentliches Geflüster, ein schadenfrohes, rachsüchtiges Gekicher, ein kaum unterdrückter italienischer Jubel, eine allgemeine patriotische Rede und Ermunterung, von der ich die größte Eile habe den Feldherrn zu unterrichten. Denn noch weiß er nichts davon. Wie ich meine," fügte er argwöhnisch bei.

Victoria erbleichte. „Was wird geflüstert," fragte sie beklommen, „und über wen? doch nicht über Pescara?"

„Von ihm. Er ist überall. Sie sagen" — er dämpfte die Stimme — „der Feldherr löse sich vom Kaiser und unterhandle mit der Heiligkeit und den italienischen Mächten."

Victoria erschrak über den glühend sinnlichen Ausdruck seines Gesichtes. „Und Pescara . . ." sagte sie undeutlich.

„Wie ich den Feldherrn beneide!" träumte Don Juan. „Welche Aufregungen, welche Genüsse! Italia wirft sich ihm in die Arme . . . er wird sie liebkosen, unterjochen und wegwerfen . . . o, er wird mit ihr spielen wie die Katze mit der Maus!" und er machte mit der Rechten eine haschende Gebärde.

Ein flammender Zorn übermochte die Colonna. „Verworfener,“ rief sie, „habe ich dich gefragt, wie Pescara thun würde? Bist du der Mensch, es zu wissen? Habe ich dir erlaubt, an ihm herumzudeuten? . . . Wie die Katze mit der Maus . . . abscheulich! So hast du mit Julien gespielt, Ehrloser!“

Diese Julia stammte aus einem edeln novaresischen Geschlechte und war die Enkelin des gelehrten Arztes Messer Numa Dati, welcher die Speerwunde Pescaras geheilt hatte. Del Guasto, der im Hause des Arztes Quartier genommen, hatte das Mädchen mißleitet und die Wohnung gewechselt. Die Preisgegebene war dann, von Scham vernichtet, vor dem arglosen Antlitz ihres Großvaters von Novara weit weg in ein römisches Kloster geflohen und hatte die mächtige Colonna auf den Knieen angefleht, sich ihrer zu erbarmen und ihre Ehre herzustellen.

Da ihn Victoria einen Ehrlosen hieß, biß sich Don Juan die Lippe. „Sachte, Herrin,“ sagte er, „wäget eure Worte. Ich bin kein Ehrloser, sondern ich wäre es, wenn ich Julien nicht verlassen hätte. Ich rede nicht von dem Unterschiede des Blutes eines Avalos und einer Dati, sondern einfach davon, daß mir wie

jedem Manne keine Gefallene, sondern eine Unschuldige zur Braut geziemt."

Victorias menschliches Herz empörte sich. „Du bist es, der die Aermste mit deinen Liebkosungen und Betheurungen, ja vielleicht gar mit falschen Gelübden und Eiden zu Falle gebracht! Bist du es nicht? Kannst du es leugnen?"

Er erwiderte: „Ich leugne es nicht, aber es war mein Kriegsrecht, denn Krieg ist zwischen dem männlichen Willen und der weiblichen Unschuld. Ich versuchte sie, ja. Warum widerstand sie nicht? Warum gab sie sich? Warum beschuldigt Ihr mich, daß sie schwach war und daß ich sie jetzt verachte und verschmähe?"

Victoria erstarrte vor Entsetzen. „Ruchloser!" stöhnte sie.

„Madonna," kürzte der Jüngling das Gespräch, „das ist eine peinliche Unterhaltung, und Ihr thut mir leid dabei. Ich schlage Euch ein Tribunal vor. In Novara angelangt, treten wir vor den Feldherrn und Ihr verklaget mich. Ich werde mich rechtfertigen, und der Feldherr, der die Welt und ihre Ordnungen kennt, wird mich freisprechen, wie ich denke. Jetzt verlasse ich Euch. Ich habe noch Leute zu werben, denn ohne eine

starke Bedeckung wage ich in diesen unruhigen Zeiten nicht für Euch zu haften.“ Er verbeugte sich und verließ sie hohen Hauptes.

Victoria wendete sich unwillig und wählte den entgegengesetzten Ausgang. Sie bedurfte Kühlung und stieg in den Garten hinab. Mit dem letzten Tageslichte betrat sie den hinter dem Palaste liegenden Raum, welcher von hohen Mauern eingehüllt, voller Lorbeer und Myrte war und den der nachtröpfelnde Regen erfrischte. Ihre Schritte suchten das den Garten abschließende Casino.

Die Helle genügte noch, wenn auch mit Mühe die Lettern zu unterscheiden in dem Evangelienbuche, welches sie im Vorbeigehen aus der Bibliothek genommen und vor das sie sich gesetzt hatte, die heiße Stirne in den gefalteten Händen. Ganz erfüllt von dem Schicksale Juliens und dem größern Pescaras, durchlief sie mit den Augen gedankenlos die aufgeschlagene Seite und athmete in vollen Zügen die erfrischte Luft. Nach einer Weile wurde sie sich dessen bewußt, was sie las: es war die dreimalige Versuchung des Herrn durch den Dämon in der Wüste. Sie las weniger mit dem leiblichen als dem geistigen Auge, was sie von Kind an auswendig wußte.

Sie sah den Dämon vor den Heiland treten, welcher das einfache Wort der Treue und des Gehorsams den Sophismen des Versuchers entgegenhielt. Als der Versucher heftiger drängte, deutete des Menschen Sohn auf die Stelle seiner künftigen Speerwunde . . . Da wandelte sich das weiße Kleid in einen hellen Harnisch und die friedfertige Rechte bepanzerte sich. Nun war es Pescara, der die Hand über seine durchschimmernde Wunde legte, während der Dämon jetzt einen langen schwarzen Juristenrock trug und sich wie ein Gaukler gebärdete. So sah es die Colonna auf dem vor ihr liegenden Bibelblatte. Aergerlich über das Spiel ihrer Sinne, that sie sich Gewalt an und blickte auf.

„Wer bist du und was willst du?“ rief sie erstaunt, und eine vor ihr stehende dunkle Gestalt antwortete: „Ich bin Girolamo Morone und komme zu reden mit Victoria Colonna.“ Victoria erinnerte sich, wen ihr heute der Papst gezeigt hatte, und gewahrte jetzt auch den einführenden Diener. Dieser entflammte die über der Herrin schwebende Ampel, rückte dem Kanzler einen Schemel und entfernte sich, während die Marchesa in der entstehenden Helle das häßliche, aber

mächtige Gesicht ihres nächtlichen Gastes betrachtete, das ihr keinen Widerwillen einflößte.

„Zu später Stunde," sagte sie, „suchet Ihr mich; doch Ihr bringet mir wohl einen Auftrag an meinen Herrn, zu welchem ich morgen in der Frühe verreise."

„Vor Pescara denke ich bald selbst zu stehen," erwiderte Morone, „und nicht von ihm werde ich Euch reden, sondern allein von Victoria Colonna, welche ich mit ganz Italien verehre und anbete wie eine Gottheit, der ich aber zürne und gegen die ich Klage erhebe."

Wer seid Ihr, um so mit mir zu sprechen? lag es auf den Lippen der Marchesa, doch sie fragte rasch und warmblütig: „Wessen klaget Ihr mich an? Was ist meine Schuld, Morone?"

„Daß Ihr euer helles und begeisterndes Antlitz in Rollen und Bücher vergrabet und unter Schatten und Fabeln lebet! Daß Ihr den ersten Cäsar verabscheut und dem neuesten huldigt, daß Ihr Troja beweinet und euer Volk vergesset, daß Euch Prometheus' Bande drücken und die Fesseln Italiens nicht schmerzen! Drei Frauen haben sie geschmiedet!"

„Welche dreie?“ fragte sie.

„Die erste war Beatrix Este. Wann ihr alternder Gemahl der Mohr sie auf den schwellenden Mund küßte, flüsterte sie, daß ihren blonden Flechten ein Diadem anstünde, der kluge Mohr verstrickte sich in die blonden Flechten und vergiftete seinen Neffen den Erben von Mailand.“

„Die Schändliche!“

„Der welkende Knabe hatte ein stolzes und feuriges Weib, die Aragonesin Isabelle, die Beatrix tödtlich haßte und mit ihren jungen kräftigen Armen den siechen Knaben ihren Gemahl auf den vorenthaltenen Thron heben wollte, sie beschwor und bestürmte ihren Vater den König von Neapel, bis dieser den Mohren bedrohte.“

„Aermste!“

„Der Mohr war sicher, solange der Gebieter von Florenz, der junge Medici dazwischen stand. Dieser war das Spielzeug seines schönen Weibes, der hochmüthigen Alfonsine Orsini, und das Weib übermochte ihn, daß der Thor dem Mohren Freundschaft und Bündnis kündigte. Da rief der Mohr den Fremden.“

„Unselige!“

„Dreie haben Italien gefesselt. Die Vierte, die Ihr seid, muß es erlösen!“

„Kanzler, ich bin nicht das Weib eines Greises, noch eines Knaben, noch eines Thoren, noch eines andern von denen, die sich vom Weibe berücken lassen, und . . . ich begehre keine Krone.“ Sie erröthete und wurde wie Purpur.

„Herrin,“ sagte der Kanzler, „die Krone begehrt Euch. Erbarmt Euch eures Volkes und vertretet es bei Pescara! Ich sage nicht: liebkoset, umgarnet, verleitet ihn! Ich verschwöre mich nicht mit Euch, ich verabrede keine Rollentheilung, ich lasse Euch reisen, ich laufe mit Euch in die Wette, wer ihn zuerst erreiche. Und seid Ihr die Erste, so umfanget seine Kniee und redet aus der Fülle eures Herzens und flehet: Pescara! Ich bin Italien und liege zu deinen Füßen: erhebe mich und nimm mich an deine Brust!“

Victoria war gerührt und auch der Kanzler vergoß Thränen.

„Erlauchte Frau,“ sagte er, „wer bin ich, der so zu Euch reden darf! Ich bin nicht werth, daß ich den Saum eures Gewandes küsse. Ludwig der Mohr, mein allergütigster Herr, hat mich in Mailand von der Gasse

aufgelesen und wie einen drolligen kleinen Pudel zu seinen Füßen spielen lassen. Da habe ich meine Erziehung genossen und an seinem Hofe und später in seinem Dienste das Gesicht und die Gebärde meiner Zeit, den ganzen ausgelassenen Triumphzug des Jahrhunderts betrachtet.

Der arme Mohr! Sein Unstern und die Franzosen entführten ihn nach Loches, wo er zehn lange Jahre im Kerker schmachtete. In seinem letzten habe ich ihn dort wiedergesehen; denn damals, durch die Macht der Umstände, befand ich mich in französischem Dienste, und mich verlangte nach dem Antlitz meines Wohlthäters. Da ich ihn erblickte, erschrak ich und hatte Mühe ihn zu kennen. Er sah wie ein Geist: Kerker und Elend hatten seine Miene seltsam veredelt. Erst da er den Mund öffnete, fand ich mich wieder in ihm zurecht. Er lächelte und sagte in seiner unvergleichlich feinen Weise: „Bist du es, Girolamo? Es ist hübsch von dir, daß du mich besuchest. Ich verarge dir nicht, wenn du in den Dienst meines Feindes getreten bist. Die Umstände zwingen, und wie ich dich kenne, wirst du meinen Söhnen noch ein treuer Freund und Berather sein, wenn das Rad der Fortuna sich

wiederum gedreht haben wird. Du bist nun ein gereifter Diplomat geworden und verräthst keine schlechte Schule. Weißt du noch, wie ich dir untersagte, dein komisches Gesicht wegzulegen und dein Gebärdenspiel zu mäßigen, mit welchen du dir jetzt deine neuen Freunde gewonnen hast?“

So scherzte er eine Weile großmüthig, dann aber redete er ernst und sagte: „Weißt du, Girolamo, was mich hier in meiner Muße beschäftigt? Nicht mein Los, sondern Italien und immer wieder Italien. Ich betraure als die Qual meiner Seele, daß ich, vom Weibe verlockt, den Fremden gerufen habe, mit dem ihr jetzt rechnen müßt und der ein zerstörender Theil eures Körpers zu werden droht. Ich aber sinne, wie ihr wieder euer werdet. Da war der Valentino, jener Cäsar Borgia, der versuchte es mit dem reinen Bösen. Aber, Girolamo mein Söhnchen, das Böse darf nur in kleinen Portionen und mit Vorsicht gebraucht werden, sonst bringt es um. Da ist jetzt der Rovere, dieser Papst Julius, der auf einer Donnerwolke gegen den Fremden fährt, welchen er selbst gerufen hat nicht minder als ich. Aber der Greis verzehrt sich, seine gewaltthätige Seele wird bald in den Hades schweben,

und nach ihm bleibt der gewöhnliche Hohepriester, der zu schwach ist, Italien zu gründen, doch gerade stark genug, um jeden Andern an dem Heilswerke zu hindern.

Girolamo mein Liebling: ich glaube nicht, daß mein Italien untergeht, denn es trägt Unsterblichkeit in sich; aber ich möchte ihm das Fegefeuer der Knechtschaft ersparen. Gieb Acht, Söhnchen: ich lese zwischen deinen Augen, daß du noch eine Rolle spielen wirst in dem rasenden Reigen von Ereignissen, der über meinen lombardischen Boden hinwegfegt. Tritt eines Tages aus diesen wechselnden Bildungen eine Macht und aus diesen flüchtigen Gestalten eine Person, aber weder ein Frevler, noch ein Priester, sondern ein Feldherr, der den Sieg an seine eiserne Sohle fesselt, wer und wessen Stammes er sei, nur kein Fremder, dem gieb du dich, mit Leib und Seele! Was an List und Lüge nothwendig ist — denn anders gründet sich kein Reich — das übernimm du, mein Söhnchen, er aber bleibe makellos!"

Der Kanzler war aufgesprungen. Seine begeisterte Rede riß ihn, ohne daß er es merkte — und auch die ergriffene Victoria merkte es nicht — weit über die Grenze der Wahrheit. „Diesem Erkorenen," rief er

aus, „stehe das schönste und reinste Weib zur Seite! Italien will die Tugend leiblich einherschreiten sehen, um ihr nachzuleben. Unser Verderben ist die Entfesselung aus der Sitte, der zerrissene Gürtel der Zucht. Hier ist ein Sieg davonzutragen, größer als der auf dem Schlachtfelde, und ein Zauberstab zu schwingen, mächtiger als der Feldherrnstab. Ich sehe sie vor mir, diese Königin der Tugend, die Priesterin, die das heilige Feuer hütet, die Erhalterin der Herrschaft, und, hosianna! ganz Italien wandelt hinter ihren Schritten, lobpreisend und frohlockend!" Der Kanzler machte Miene, Victorien huldigend zu Füßen zu stürzen, doch er trat zurück und flüsterte verschämt: „So sprach Ludwig der Mohr in seinem Kerker."

Victoria senkte die Augen, denn sie fühlte, daß sie voller Wonne waren und brannten wie zwei Sonnen.

Da sagte der Kanzler: „Ich habe Euch ermüdet edle Frau, die Augen fallen Euch zu. Ihr müsset morgen frühe auf und seid schwer von Schlummer." Und der Listige trat in die Nacht zurück, die sich inzwischen auf die ewige Stadt gesenkt hatte.

Drittes Capitel.

An einem Fenster, dessen Blick über die Thürme von Novara und eine schwül dampfende Ebene hinweg die noch morgenklaren Schneespitzen des Monte Rosa erreichte, saß Pescara und arbeitete an dem Entwurfe des Feldplanes, der das Heer des Kaisers nach Mailand führen sollte. So unabläßig ging er seinem Gedanken nach, daß er die leisen Tritte des Kammerdieners nicht vernahm und ihn erst gewahr wurde, als jener die Limonade bot. Während er das leichte Getränk mit dem Löffel umrührte, bemerkte er: „Ich schelte dich nicht, Battista, daß du heute Nacht gegen meinen ausdrücklichen Befehl bei mir eingetreten bist. Du magst, nebenan schlafend, mich wohl schwerer als gewöhnlich athmen gehört haben — ein Alp, eine Beklemmung . . . nicht der Rede werth.“ Er nahm einen Schluck aus dem Glase.

Battista, ein schlauer Neapolitaner, verbarg seinen Schrecken unter einer devoten Miene. Er log und betheuerte bei der heiligen Jungfrau, er habe geglaubt sich bei Namen rufen zu hören, nimmer hätte er sich erdreistet ohne Befehl das Schlafzimmer der Erlaucht zu betreten, während er doch in That und Wahrheit ungerufen und gegen ein strenges Verbot seines Herrn aus einer schönen menschlichen Regung diesem beigesprungen war. Er hatte ihn schrecklich stöhnen hören und dann in seinen Armen auf dem Lager emporgehalten, bis der Feldherr den Athem wiederfand.

„Es war nichts," wiederholte dieser, „ich bedurfte keinen Beistand. Doch will ich dich, wie gesagt, nicht schelten, jetzt da wir uns trennen müssen. Ich verliere dich ungern, aber Sohnespflicht geht vor. Und da deine greisen und siechen Eltern in Tricarico darben, darf ich dich nicht halten. Gehe und bereite ihnen ein sorgenloses Alter. Als perfekter Barbier und zungenfertiger Schelm, wie ich dich kenne, wirst du dir überall zu helfen wissen. Gehe mit Gott, mein Sohn, du sollst mit mir zufrieden sein." Und er ergriff die Feder.

Battista fiel aus den Wolken. Er verschwor sich

mit einer verzweifelten Gebärde, dieses Mal der Wahrheit gemäß, sein Vater sei längst im Himmel und seine Mutter, die Carambaccia, gewerbsam und kerngesund und fett wie ein Aal. Der schreibende Feldherr erwiderte: „Du hast Recht, Battista, in Potenza wohnen deine armen Eltern, nicht in Tricarico, doch das liegt nahe beisammen.“ Er reichte dem verabschiedeten Diener eine Kassenanweisung.

So niedergeschmettert Battista war — er wußte, ein Wort Pescaras sei unwiderruflich — ließ er doch blitzschnell einen schrägen Blick über die Ziffer der Summe gleiten, welche nur eine bescheidene sein mochte, denn der Feldherr verschwendete weder im Großen noch im Kleinen, weder das Gut des Kaisers noch das seinige. Schmerzlich enttäuscht und seine Geburtsstunde verwünschend, fiel Battista dem gnädigen Herrn zu Füßen, umfing ihm das Knie und küßte ihm die Hand. „Lebe wohl,“ sagte dieser, „und räume das noch ab.“ Er wies auf das Geschirr und winkte den Uebertreter seines Befehles freundlich weg aus seinem Dienste.

Bevor er sich wieder in seinen Plan vertieft hatte, klirrte draußen ein fallender Löffel und ein in Scherben

springendes Glas und der Herzog von Bourbon, der den vernichteten Battista unsanft beiseite geworfen, zeigte unangemeldet seine hohe schlanke Gestalt, denn er hatte zu jeder Stunde freien Eintritt bei dem Feldherrn.

„Hoheit?“ wendete sich Pescara gegen ihn und erhob sich vom Sitze.

„Um Vergebung. Ich war im Begriffe zu meinen Truppen zu verreiten,“ erklärte der Herzog, „da kam mir in der Vorstadt ein reisender Kaufmann unter die Augen, welcher eben vor der Pforte des Arztes Eurer Erlaucht, des Messer Numa Dati von seinem Maulthier absaß. Hätte die Gestalt nicht ein würdiges Antlitz getragen, ich hätte darauf geschworen, meinen unvergeßlichen Freund, den Kanzler von Mailand zu erblicken. Ich ließ einen meiner Leute sich nach dem Fremdling erkundigen und erfuhr, der Reisende sei ein Gastfreund des Arztes, ein Juwelier aus Mailand Namens Scipione Osnago. Vielleicht, oder auch nicht, sondern eine der zahlreichen Larven des vielgestaltigen Kanzlers. Er schiebt den Leib auf eine gewisse Weise, die sich schwer verleugnen läßt, und da ich noch nicht durch das Thor war, ritt ich leicht wieder zurück, um

Euch den wahrscheinlichen Besuch dieses kostbaren Mannes zu melden."

„Ich erwartete ihn längst mit den Ausflüchten und Betheurungen des Mailänders," erwiderte der Feldherr. „Da er aber nicht erschien und wir aus guten Quellen wußten, sein Herzog fahre fort zu befestigen und zu rüsten, begann ich auf den Kanzler zu verzichten. Nun kommt er zu spät. Morgen, um Mitternacht, verläuft die dem Herzog gegebene Frist. Schlag zwölf marschieren wir; es wäre denn, Morone brächte große Neuigkeiten."

„Ja, dieser Morone!" plauderte der Bourbon. „Der wird schon etwas gebraut haben. Da ich unser Ultimatum nach Mailand brachte, sah ich es hinter seiner Stirne wimmeln wie in einem Ameisenhaufen. Ihr macht Euch keinen Begriff, Marchese, was das für ein frecher Kopf ist. Während ich in Mailand regierte und er mein Rath und Schreiber war, hat er mich über Tisch — denn ich liebte es, mit ihm zu speisen und mich an seinen Fabeln und Einfällen zu ergötzen — auf alle Throne gesetzt und mit allen Fürstinnen gekuppelt. Und das Tollste: es war Verstand in dem Unsinn. Ich bin doch neugierig, was

er wieder ausgeheckt haben wird, um sich und seinem Herzog aus der Klemme zu helfen. Sicherlich etwas ungeheuer Geniales, einen Gipfel, einen Abgrund. Wenn er zum Beispiel“ — der Herzog lachte herzlich — „uns beiden kaiserlichen Feldherrn die Führung der Liga böte und als Handgeld zwei verlockende italienische Kronen aus den Falten seiner Toga zum Vorschein brächte?“

„Hoheit scherzt!“

„Wie anders, Marchese!“ erwiderte der Herzog und wollte sich beurlauben. Da ergriff er noch die Hand des Feldherrn und sagte in einem weichen Tone, der eine vor der Welt verheimlichte Freundschaft enthüllte: „Pescara, ich danke dir, daß du mir Leyva vom Halse hältst, indem du mir den rechten Heerflügel giebst und ihm den linken. Ich mag mit dem Unleidlichen nicht zusammenreiten. Es entstünde Unglück und größeres als jüngst auf dem Markte von Novara. Er könnte sich wiederum gegen mich vergessen und ich müßte ihn niederstoßen wie einen tollen Hund.“ Er sagte es leise mit gesenktem Blick.

Pescara behielt die Rechte des Herzogs und warnte und bat. „Welch ein Auftritt!“ sagte er. „Hier auf

offenem Markte, wegen der Armseligkeit eines bestrittenen Quartieres! Ich versendete Leyva gleich nach Neapel, um vom Vicekönig Truppen für unsern Feldzug zu verlangen, obwohl ich weiß, daß er keine abgeben kann, nur um Euch die Verlegenheit und den Anblick eines verhaßten Gesichtes zu ersparen. Wie konntet Ihr das gegen einen Mitfeldherrn! Das war nicht gut. Das ist beklagenswerth. Das darf sich nicht wiederholen, ich bitte Euch darum."

„Der Anlaß war nicht der Rede werth, Pescara, aber —"

„Das schlimmste Wort, das Leyva gebraucht hat, war, nach Zeugen, er lasse sich nichts bieten von einem Vornehmen, und Ihr zoget und eure Leute mußten Euch halten."

„O," flüsterte der Herzog, „von einem Vornehmen? Ich habe feine Ohren. Es war ein anderes Wort . . . das ich dem Kaiser und dem Papst in die Kehle zurückstieße!"

„Ein anderes Wort?" sagte Pescara, um seine Frage sogleich zu bereuen, da er den Herzog erbleichen und völlig fahl werden sah. Er errieth, daß der alte Leyva gemurrt, er lasse sich nichts bieten von einem

Verräther, oder daß das wunde Gewissen des Bourbon so verstanden hatte.

Die unausgesprochene Freundschaft, die den einfachen Adeligen und den Mann von königlichem Geblüte verband und die das Wunder that, zwischen zwei jugendlichen und schon berühmten Feldherrn mit nicht völlig klar geschiedenen Gewalten und Befugnissen die natürliche Eifersucht zu ersticken, beruhte einfach auf dem Bewußtsein des Herzogs, daß seine Verbündung mit dem Feinde Frankreichs der Achtung Pescaras keinen Eintrag thue. War es Klugheit, war es Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Dinge, war es Freiheit von jedem, auch dem begründetsten Vorurtheil, oder war es die höchste Gerechtigkeit einer vollkommenen Menschenkenntnis, was immer — Pescara hatte den in kaiserlichen Dienst tretenden fürstlichen Hochverräther mit offenen Armen empfangen und mit der feinsten Mischung von Collegialität und Ehrerbietung behandelt. Vielleicht auch hatte er in diesem Zerrütteten, der sich selbst verfluchend sein Vaterland mit fremden Waffen verwüstete, den ursprünglichen und unzerstörbaren Adel erkannt. Dafür war der Herzog Pescara dankbar.

Der Feldherr, die Hand des Unseligen in der sei-

nigen, redete ihm mit sanfter Stimme zu: „Gespenster, Hoheit! Ihr habet gehört, was nicht gesprochen wurde. Werft hinter Euch! Verschüttet den Abgrund mit Lorbeer! Seid Ihr nicht der Liebling des Kriegsgottes? und ein Meister der Staatskunst? Sind nicht wir Beide noch Jünglinge mit unzähligen Tagen, diesseits der Lebenshöhe, kaum in der Hälfte der Dreißig, und im ersten Drittel eines Jahrhunderts, das überquillt von großen Möglichkeiten und weiten Aussichten! Unser die Fülle des Daseins! Karl, laß uns leben!"

Der Bourbon vernahm nicht den verstohlenen Seufzer, welcher sich der Brust des Feldherrn entwand. Er drückte heftig die Hand Pescaras und seine dunkeln Augen blitzten eroberungslustig. Dann, um seine innere Bewegung zu verbergen, sprang er nach seiner Weise mit beiden Füßen ins Cynische über. Der feurige Ton Pescaras hatte seine frechste Jugendlichkeit erweckt. „Und schöne Männer sind wir!" jubelte er. „Du begreifst, Gatte der prächtigen Victoria, daß sich mir Herz und Magen umkehrte, da mich diese Porcaccia die Königin-Mutter um jeden Preis zum Manne haben wollte! Siehst du mich als den Vater König Franzens? O das liebe Stiefsöhnchen! „Madame,"

sagte ich und machte ihr eine tiefe Verbeugung, „es geht nicht. Ihr würdet mich mit eurer Nase vom Bette stoßen!“ und ganze Wendung und über die Grenze!“ Während er eine ausgelassene Lache aufschlug, trat der vom Staub der Reise bedeckte Del Guasto ein, begrüßte den Ohm und Feldherrn und verneigte sich vor der lustigen Hoheit.

Dann wendete er sich wieder gegen Pescara, welchen er mit erstaunten und bewundernden Augen betrachtete, als hätte die von der italienischen Verschwörung dem Feldherrn angesonnene Rolle dessen Gestalt vergrößert, und erzählte: „Wir verritten von Rom, nicht zur Freude der Herrin in zahlreicher Gesellschaft, mit Leyva, der aus Neapel zurück ist, und mit einem Vornehmen, von königlichem Geblüte, wie sie sagen, der sich Moncada nennt und den Ihr kennen werdet. Er bringt Euch eine Botschaft des Vicekönigs. Ich gewann einen Vorsprung, um Donna Victoria anzumelden. Sie strahlt vor Freude Euch wiederzusehen und schließt zugleich fest die Lippen, denn sie bringt ein politisches Geheimnis, wie ich vermuthe, und ein päpstliches Mysterium, wie ich ahne, und dieselbe Donna Victoria legt die Stirn in zornige Falten gegen euren bei ihr in Ungnade ge-

fallenen Neffen, den sie vor Euch in aller Form Rechtens verklagen wird. Wegen etwas Menschlichem," lächelte er.

„Oder etwas Unmenschlichem," spottete Pescara. „Meldet Ihr sonst etwas, Don Juan?"

„Wenn mich meine Augen nicht getäuscht haben, die Ankunft des Kanzlers von Mailand."

„Ah!" lachte Bourbon.

„Ich bin mit ihm schon in Rom zusammengestoßen, unfern des Palastes Colonna, da ich nächtlicherweile dahin zurückkehrte. Längs der Mauer sah ich etwas Diebisches in langer Gewandung schleichen, und da ich das Verdächtige mit der Fackel meines Dieners beleuchtete, war es die unverschämte Stumpfnase und unter einem Juristenbarett das freche Kraushaar, das ich von Pavia her kenne, wohin der tolle Kanzler, wie sie ihn nennen, nach der Schlacht Euch zu beglückwünschen kam. Er mag Donna Victoria eine letzte Heimlichkeit des Papstes gebracht haben, bei welchem sie sich an jenem Nachmittage verabschiedet hatte." Er sagte das mit einer versteckten Bosheit.

Der Feldherr blickte streng. „Don Juan," sagte er, „Ihr habet Euch um den Wandel Donna Vic-

torias nicht zu kümmern und noch weniger ihn zu beaufsichtigen. Jeden ihrer Schritte, ihre leiseste Miene und Gebärde billige und lobe ich zum voraus."

Don Juan verneigte sich. „Unterwegs nach Novara," fuhr er fort, „bin ich ihm dann noch mehrere Male begegnet, das heißt einem gewissen Fruchthändler Paciaudi aus den Marken mit einer gräulichen Warze auf der Nase, welcher mir, da ich ihn anredete, nicht vorenthielt, er sei ein zu Grunde gerichteter Mann: eine unvermuthete päpstliche Maßregel verbiete die Ausfuhr und er habe einen strengen Lieferungsvertrag mit Euer Erlaucht. Dabei schob und gebärdete er sich nicht viel anders als der Kanzler. Dieser hat gegenwärtig allerhand Geschäfte und nimmt die possierlichsten Figuren an. Man findet ihn überall auf der Halbinsel wie — ohne die fernste Vergleichung — eure große Gestalt."

„Was wollt Ihr sagen, Don Juan?"

Del Guasto, der vor nichts erschrak, zögerte doch mit der Antwort vor der kalten Miene Pescaras, und dann hielt ihn die Anwesenheit des Herzogs zurück.

„Ich habe kein Geheimnis für die Hoheit," sagte der Feldherr. „Redet, Don Juan."

Trotz diesem Befehle kam dem verwegenen Jüngling die allgemeine Rede an diesem Orte und zu dieser Stunde, mitten im kaiserlichen Lager und während er durch das Fenster den taktfesten Schritt eines vorbeimarschierenden spanischen Heerhaufens vernahm, so ungeheuerlich vor, daß er der schamlosen Oeffentlichkeit der italienischen Verschwörung ein leichtes Gewand umwarf.

„Ohm," berichtete er geringschätzig, „wovon mir noch immer die Ohren gellen, das ist ein wüthender Streit, welcher unter allen Ständen, in Schenken und Barbierstuben, auf den Ballspielplätzen und, wie ich glaube, bis in die Plauderecke der Sacristeien ausgebrochen ist — über das wahre und gültige Vaterland der Avalos: ob wir Neapolitaner sind oder Spanier. Und nicht genug an Geschrei und Gebärde, auch Blätter und Schriften voll von unserm Ursprung flattern durch die Luft."

Der Feldherr zuckte die Achseln. „Das Geschreibsel," sagte er, „fand sich auch über meine Tische verstreut, ich habe es weggeworfen. Müßiges Gezänke."

Don Juan wurde hartnäckig. „Zugleich erzählte man mir, daß an den Universitäten unter Juristen und

Theologen wieder heftig über Umfang und Grenzen des päpstlichen Lehensrechtes auf Neapel gestritten wird."

„Das überlassen wir diesen Gelehrten. Nicht wahr, Hoheit?" scherzte Pescara. „Und was das Vaterland der Avalos angeht, Neffe, so rathe ich dir, Ehre zu halten, spanische oder neapolitanische."

Jetzt meldete der diensttuende Page, ein zarter Knabe mit großen unschuldigen Augen, ein Enkel des Arztes Numa Dati und der Bruder der von Del Guasto zerstörten Julia, den Besuch eines Apothekers Namens Baldassare Bosi aus Orvieto, welcher mit einem Packet im Vorzimmer stehe und sich durchaus nicht abweisen lasse. Er sei bei dem Großvater abgestiegen, der dem Gaste diesen Zettel für die Erlaucht gegeben habe. Der Knabe überreichte das Papier, auf welchem mit verzitterten Zügen „Morone" geschrieben stand.

Pescara besann sich einen Augenblick. „Weiß der Fremde die Gegenwart der Herrschaften?" fragte er den Pagen.

„Ich denke nicht, Erlaucht," antwortete dieser.

„So führe ihn ein, aber erst, wann ich rufen werde."

Jetzt wendete er sich rasch gegen den Herzog. „Hoheit muß mir einen Gefallen thun. Da Sie für möglich hält, daß der Kanzler von Mailand mit mir conspirieren will, würde ich gegen die gewöhnlichste Vorsicht fehlen, wenn ich den Menschen, der draußen steht, ohne Zeugen mit mir reden ließe. Ich muß solche haben, zwei höchst glaubwürdige Zeugen, wo nicht unserer Gesichter, doch eines jeden unserer Worte, damit nicht der Argwohn von Madrid, noch die Eifersucht unsers Leyva, noch“ — er dämpfte die Stimme — „jener Verderbliche, mit welchem Ihr geritten seid, Don Juan, und der unter dem Vorwand einer Botschaft des Vicekönigs mich hier umlauern soll, Grund finde, mich, ich sage nicht des Verrathes, sondern nur eines falschen Schrittes zu bezichtigen. Hören aber will ich den Kanzler, der mir in seiner Thorheit und Leidenschaft die Pläne und Mittel des Feindes enthüllen wird. Er kann es wie kein Anderer. Unter dem Zwang dieser Umstände lasse sich Hoheit herab den Lauscher zu machen. Und Ihr, Del Guasto, leistet der Hoheit Gesellschaft.“ Er schritt auf einen schweren rothen Vorhang mit goldenen Quasten zu, dessen breite Falten den Eingang in ein Nebenzimmer bis auf die Schwelle

nieder verbargen und den er jetzt auseinanderschlug. „Hier ist Hoheit aufgehoben,“ sagte er.

So sehr den Herzog das würzige Abenteuer lockte, stand er doch einen Augenblick unschlüssig. „Aber wenn Morone die Decke hebt?“ fragte er, und der Marchese erwiderte: „Das wird er nicht. Keine Besorgnis. Ich stehe dafür.“ Del Guasto blähte die Nüstern vor Wollust. Er rückte einen Schemel für den Herzog, hinter dessen Schultern er Stellung nahm als der zweite Lauscher. Der rothe Vorhang zog sich zusammen.

Pescara aber fühlte sich von dem Pagen Ippolito umschlungen, der an ihm emporflüsterte, mit Thränen in den Augen: „Es ist kein Apotheker mehr, sondern ein Zauberer in langen schwarzen Gewändern mit einem Talisman auf der Brust und einem schrecklichen Gesichte!“

„Furchtsamer Junge! Bring' ihn!“

„Da ist er schon!“ schrie Ippolito und flüchtete sich.

„Ihr, Morone? und im Staatsgewand? doch von der Reise erhitzt, wie ich sehe. Eure drei Masken haben Euch wohl den Athem benommen.“

Morone athmete schwer und hörbar. Schweißtropfen quollen ihm auf der Stirn. Er stand wortlos.

„Was bringt Eure Weisheit?“ fragte der Feldherr mit ernsthaften Augen und empfing von dem Stammelnden keine deutliche Antwort. Nach einer Pause ergriff Pescara mit spielender Hand die Münze, welche der Kanzler an einer schweren goldenen Kette auf der Brust trug. „Ein Lionardo, Kanzler? Und wen stellt es dar? den Mohren? Ein geistvoller Kopf!“

Aber selbst an seinen geliebten Herrn vermochte der Kanzler nicht anzuknüpfen, so völlig war er außer Fassung.

Da begann der Feldherr ohne weitere Einleitung: „Euer Herzog, Morone, wünscht günstigere Bedingungen? Es könnte Rath werden, sobald mich die Hoheit von ihren guten Absichten überzeugt haben wird. Nehmen wir einmal mein Ultimatum Punkt um Punkt mit einander durch.“ Er trat an den Tisch und suchte ein Papier.

Nun empfand er einen heißen Athem an der Wange und ein Geflüster füllte sein Ohr. „Pescara,“ keuchte es, „nicht darum handelt es sich, sondern Italien giebt dir sein Heer!“

„So ist es gut,“ erwiderte der Feldherr, ohne den Kopf zu drehen. „Es unterwirft sich dem Kaiser?“

Da schrie es hinter ihm: „Nicht dem Kaiser, sondern dir, wenn du von ihm abfällst!"

Jetzt wendete sich Pescara gegen den Tollkühnen und drohte mit feindseliger Gebärde: „Du rasest! Ich weiß nicht, was mich abhält, dich zu ergreifen und aus dem Fenster zu werfen!"

Der Kanzler blieb furchtlos und schrie zum andern Male mit flammenden Augen: „Diese Stunde bietet dir deine Größe, Pescara! Laß sie nicht vorüber! Du würdest es bereuen! Du würdest daran sterben!"

„St! Wie du schreist! Wenn man lauschte! hinter diesem Vorhang . . . wenn ich selbst . . . hältst du mich dessen für unfähig? Ueberzeuge dich doch und hebe die Decke!"

Morone war wieder völlig im Besitze seiner selbst, nachdem er die Scham und den Schreck der ersten Worte überwunden hatte. „Pescara," sagte er, „ich habe stets gefunden, daß der Schlaueste und am meisten Argwöhnische endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde steht, wo er trauen und glauben muß. So der Valentino mit dem Rovere, so mein geliebtester Herzog der Mohr mit seinen Hauptleuten und Schweizern."

„Beide wurden verrathen, Morone!“

„Ja, Pescara, aber der feine Mohr und der ruchlose Borgia, Beide gingen sie vertrauend unter, und das war ein heller Schimmer von Menschlichkeit über dem Dunkel ihres verdienten Sturzes. Wenn ich das Größte wage und von dir das Größte fordere, werde ich in diesem heiligen Augenblicke so lächerlich sein, einen Vorhang zu heben wie ein betrogener Ehemann, der den versteckten Buhlen seines Weibes sucht? Nein, ich gebe mich preis! Höre mich an, und dann überliefere mich dem Blocke, wenn du darfst!“

„Das ist nicht klein,“ sagte Pescara ohne Spott und fügte dann zweifelnd hinzu: „Ob ich dich höre? Meine Neugierde ist rege, das bekenne ich, und einem so heroischen Menschen darf ich doch nicht einfach die Thüre weisen. Zuerst aber saget mir, Kanzler: habe ich Euch oder eurem Fürsten Grund oder auch nur den geringsten Anlaß gegeben, meine Feldherrntreue zu beargwöhnen?“

Der Kanzler verneinte.

„Viel Unwahres wird geredet: die Majestät habe mich schlecht belohnt, und ich soll dieses schwer empfunden haben. Fußet Ihr auf diesem Undanke des

Kaisers und auf diesem Grolle Pescaras, so thut keinen Schritt weiter: Ihr würdet in den trügerischen Boden versinken."

„Da fuße ich nicht."

„Oder ermuthigt Euch jene öffentliche Rede Italiens, die mir schmeichelt und mir droht, mich verherrlicht und verdächtigt? Diese italienische Meinung ist eine heimtückische Mache. Sie soll mich in Madrid entwurzeln und in Italien vergewaltigen. Ich habe vorgebeugt und die arglistigen Schriften wie in einen Käfig eingesperrte Schlangen dem Kaiser überliefert. Habet Ihr eure Finger auch in dieses Gift getaucht, Morone?"

Der Kanzler erbleichte. „Bei den Göttern der Unterwelt, daran trage ich keine Schuld!" rief er aus.

„Du willst mich nicht überlisten, Kanzler, so willst du mich überreden?"

„Nein."

„Was denn?"

„Ueberzeugen."

„Das Beste. Aber es wird Zeit kosten. Setzet Euch, Kanzler!" Er rückte mit rascher Bewegung zwei Stühle, und jetzt saßen sie sich gegenüber, Morone

mit vorgebogenem Leib und Knie, während der Feldherr nachlässig zurücklehnte.

„Pescara, welches ist die schönste deiner Schlachten, das Wunder der Kriegskunst?“

Der Feldherr gab keine Antwort, da sich diese von selbst verstand, aber er that einen leichten Seufzer.

„Und was hat der Kaiser aus deinem Siege von Pavia gemacht?“

Ein Blitz fuhr aus dem grauen Auge Pescaras. „Er hat ihn verstümpert,“ murmelte er.

„Du gabst ihm einen erbeuteten König, und Karl weiß nichts mit ihm anzufangen! Er preßt ihn wie ein Wucherer. Er verlangt Vielfältiges und Unmögliches statt des Möglichen und Einfachen. Verzichte auf Italien, Bruder, so hätte ein großer Sieger zu König Franz geredet, das ist dein natürliches Lösegeld, und das kannst du, ohne deinem Frankreich wehe zu thun. Verzichte und ziehe!“

Pescara lächelte. „Du bist ein gefährlicher Mensch, Morone, wenn du Gedanken eräthst. Aber nicht ich, du hast ihnen Worte gegeben. Ich habe nichts gesprochen.“

„Ich danke dem Kaiser!“ fuhr der Kanzler sich

begeisternd fort. „Er hat die Siegesgöttin von Pavia beleidigt, und sie kehrt zu dir, mein Pescara, zurück! Nicht nur für, auch gegen den Kaiser hat sie gekämpft. Sie hat Italien gegen die Fremdherrschaft vereinigt. Sie hat ihm seinen Feldherrn gezeigt.

Mein Pescara, welche Sternstellung über dir und für dich! Die Sache reif und reif du selbst! Eine entscheidende Zeit, ein verzweifeltes Ringen, Götter und Titanen, Freiheit sich aufbäumend gegen Zwingherrschaft, die Welt heute noch Bewegung und Fluß, morgen vielleicht zur Lava erstarrend! Und eine That, die für dich bereit liegt und zu welcher du geboren wurdest! Zuckt dir die formende Hand nicht danach? Ein vernünftiges Werk, eine ewige Gründung! Blick' auf die Karte und überschaue die Halbinsel zwischen zwei Meerfarben und dem Schnee der Gebirge! Befrage die Geschichte: ein lebendiges Geflecht, oft gewaltsam zerrissen und immer wieder zusammenwachsend, von Republiken und Fürsten, mit zwei alten Feinden, zwei falschen Ideen, zwei grausamen Chimären, Papst und Kaiser! Siehe den ausgestreckten Finger Gottes, daran sich eine neue Menschheit emporrichtet: eine sich selbst regierende und veredelnde Menschheit ohne

höchstes Amt, weder weltliches noch geistliches, ein Reigen frei entwickelter Genien, ein Concert gleich berechtigter Staaten —“

Pescara ergriff den beschwingten Redner am Arm, als wollte er ihn festhalten. „Fliege mir nicht davon, Girolamo!“ scherzte er.

Dieser riß sich los und: „Laß dich nicht hindern an diesem göttlichen Werke,“ rief er, „durch abergläubische Vorurtheile und veraltete Begriffe, die weder in deinem Kopfe, noch in deinem Herzen, noch in der Natur der Dinge sind. Ich kenne dich, Pescara: du bist ein Sohn Italiens und wie dieses erhaben über Treue und Gewissen!“

„Ihr seid doch ein lasterhaftes Geschlecht, ihr Italiener,“ lächelte Pescara. „Aber du machst dich größer im Bösen, als du nicht bist: denn diese Weisheit kommt nicht von dir, sondern euer Dämon, der Florentiner, hat sie dir eingeblasen. Lebt er noch?“

Der Kanzler wußte, wen Pescara meinte. „Er darbt, vergessen und verachtet,“ erwiderte er mit Beschämung, „unser größter Geist.“

„Verdientermaßen. Es giebt politische Sätze, die ihre Bedeutung haben für kühle Köpfe und besonnene

Hände, die aber verderblich und verwerflich werden, sobald sie ein frecher Mund ausspricht oder eine strafbare Feder niederschreibt. Doch das sind Allgemeinheiten, und alles käme auf die Anwendung an. Wie denkst du dir zum Beispiel, Kanzler, das Thatsächliche meines Verrathes?"

Dieser öffnete den Mund, als hätte er unerschöpflich zu reden. Da berührte ihn Pescara leise mit dem Finger. „Sachte, vorsichtig!" warnte er. „Jetzt betrittst du ein schmales und schwankes Brett: es könnte kommen, daß ich dich nach deiner Rede als Verschwörer müßte in Fesseln legen lassen. Sprich nicht in deinem eigenen Namen, rathe ich dir, sondern laß dir eine Maske bieten, wie du sie liebst, und warum nicht die des verschollenen florentinischen Secretärs, ob er nun noch unter uns wandle oder schon im Geisterreiche? Rede, Niccolò Macchiavelli! Ich werde dich schweigend und bewundernd anhören und dir dann doch vielleicht beweisen, daß du für einen Staatsmann immer noch viel zu viel Einbildungskraft besitzest. O, ich will dich kritisieren, mein Niccolò! Aber beginne."

Dieser fortgesetzt scherzende Ton des Feldherrn beleidigte den Kanzler und er empörte sich dagegen: „Jetzt

sei des Spieles ein Ende. Erniedrige den nicht zum Schauspieler, welcher sein Leben wagt für die Rettung seines Vaterlandes! Pescara, ich bitte dich um Ernst!"

„Um Ernst? Es sei!" erwiderte der Feldherr und schloß die Augen, wie um besser zu lauschen. Jetzt erschrak der Kanzler einen Augenblick vor der Blässe und Strenge des magern Angesichtes. Doch er war entschlossen.

„Es ist kein Uebel, Erlaucht," begann er, „was Ihr dem Kaiser berichtet habt; es ist gut, daß Ihr Euch solange als möglich sein Vertrauen erhaltet und Euch selbst dann noch nicht erkläret, wann der Papst und die Liga ihr Manifest werden erlassen haben. Inzwischen befestigt Ihr eure Stellungen und sichtet euer Heer."

Pescara runzelte die Stirn.

„Leyva muß weg," forderte der Kanzler.

Pescara zählte an den Fingern.

„Was rechnet Ihr, Pescara?" fragte der Kanzler verwundert.

Dieser erwiderte ruhig: „Muß Leyva draufgehen, so dürfen meine deutschen Hauptleute auch nicht leben bleiben, denn sie hangen an Kaiser und Reich. Ihre Häupter müssen fallen. Oder vergifte ich sie in einem gastlichen Trunke? Was räthst du, Kanzler?"

Morone erbleichte.

„Und was fange ich mit meinen spanischen Edelleuten an? Lasse ich sie auch ermorden?“

„Die Castilianer,“ antwortete Morone mit klopfendem Herzen, „fallen wohl zum Kaiser zurück. Die andern verlocket Ihr mit unendlicher Beute. Sie widerstehen nicht, am wenigsten die neapolitanischen Aragonesen. Ich kenne diese Rasse: sie gleicht den räuberischen Helden der neuen Welt. Denket nur an euren Del Guasto, welch ein Ungeheuer!“

Pescara widersprach nicht.

„Eure Gemeinen aber, die aus allen Ländern der Erde zusammengeflossen sind, beherrschet Ihr durch eure unerschütterliche Seele und durch eure eiserne Kriegszucht, nicht zu vergessen einen regelmäßigen Sold, wie ihn der Kaiser nie zu geben vermochte, Euch aber gehören jetzt alle Schätze Italiens. Und erlittet Ihr eine Einbuße an Leuten, so füllet Ihr das Heer aus den Schweizern, die sich nun überallhin vermiethen, seit sie aus Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken ihre schon gewonnene Weltstellung und ihre auswärtige Politik verscherzt haben.“

„Schade,“ redete Pescara mit sich selber. Er hatte

eine Art Zärtlichkeit für die Schweizer, die er zweimal überwunden und von welchen er bei Bicocca, mit einer insbesondere gegen deren rasende Sturmläufe erfundenen Stellung des Geschützes, in wenig Minuten ein volles tollkühnes Tausend vernichtet hatte. Er liebte dieses tapfere Volk, obwohl er seine Speerwunde von Pavia dem Stoß einer Schweizerlanze verdankte. „Ihre Freiheit wird ihnen bleiben, aber schade," wiederholte er.

„Eures Heeres sicher," fuhr der Kanzler fort —

„Nehme ich Mailand," ergänzte Pescara. „Mein Plan ist entworfen."

„Ihr braucht es nicht zu nehmen, da der Herzog ein Mitglied der Liga ist, deren Feldherr Ihr seid."

„Richtig, das hatte ich vergessen. Auf alle Fälle, Mailand ist der Centralpunkt. Und dann?"

„Gebietet Ihr über die Truppen der Heiligkeit, Venedigs und Neapels, die Kleinern nicht zu nennen."

„Halt, Morone! Neapel ist spanisch."

„Nach Neapel habet Ihr dann euren Neffen gesendet als euren Vicekönig, der es durch seine Grausamkeit in wenigen Wochen unterworfen haben wird."

„Als meinen Vicekönig? Ich König von Neapel? Seit wann trage ich die Krone?" fragte Pescara gelassen.

„Siehe, die geflügelten Füße, die sie Euch bringen, sind vor eurer Schwelle," sprach der Kanzler erröthend.

Die kalte Miene des Feldherrn erwärmte sich, wie von einem Strahle berührt, nicht aus einer Krone, sondern aus dem Lichtkreise seines nahenden Weibes. „Weiter geträumt, Morone," sagte er.

„Einmal an der Spitze der vereinigten italienischen Waffen und in unnehmbaren Stellungen," fuhr der Kanzler mit erstaunlicher Sicherheit fort, „hindert nichts, daß Ihr Euch mit dem Kaiser auseinandersetzet, vielleicht sogar ohne Schlacht, denn ich weiß, daß Ihr, obschon, nein, weil der erste Feldherr der Zeit, das scharfsinnige Schachspiel und die umfassenden Berechnungen der Strategie jenen plötzlichen und immerhin blinden Entscheidungen der Wahlstatt vorziehet. Ich sage, vielleicht sogar ohne Blutvergießen, denn der Kaiser wird nicht so leicht einen neuen Feldherrn finden und ein zweites Heer in Italien zusammenbringen, nachdem er Euch und das eurige verloren hat, wenigstens wenn ihm Frankreich und England zu thun geben, laut des von ihnen mit unserer Liga getroffenen Abkommens."

„Ich kenne euer Bündnis mit König Franz, sogar

seinen Wortlaut," warf Pescara hin, „kann aber keinen Werth darauf legen. Der König verquält sich in seinem spanischen Kerker. Um eine Stunde früher auf ein gesatteltes Pferd zu springen, verräth er eure Liga hundertmal, wie ich ihn zu kennen glaube."

„Noch vor wenigen Tagen," betheuerte der Kanzler mit einem komischen Gesichte, „hat mir die Regentin Louise von Paris geschrieben, sie halte das Bündnis fest wie ihre Tugend —"

Ein Pfiff durchschnitt das Gemach . . . der Kanzler horchte verwundert. Es mochte ein Vogel am Fenster vorbeigeschwirrt sein.

„Es sind noch Andere da, die den Kaiser beschäftigen," fuhr er fort, „der Halbmond und die deutschen Fürsten."

„Der Halbmond, ja," urtheilte der Feldherr. „Mit den deutschen Fürsten aber und selbst mit ihrer neuen Lehre könnte sich der Kaiser allenfalls vertragen. Meinst du nicht, Morone?"

Dieser antwortete denkend: „Es scheint so, aber ist doch nicht, wenn ich richtig sehe. Jedenfalls nicht mit der neuen Lehre. Der Kaiser bedarf der Kirche für sein schweres und dunkles Gemüth, das er von

der Mutter geerbt hat. Der neue Glaube verlangt kräftigere Seelen."

„Verstehst du etwas von diesen Dingen, Kanzler?" fragte der Feldherr neugierig.

„Wie sollte ich, Pescara? Ich bin wie du und wir Alle ein Bewohner der Wirklichkeit, ein Kind der Helle, das mit der antiken Weisheit über das Ende hinaus nichts sieht als Larven und Schemen und auf wogendem Nebel die riesigen Spiegelungen wieder dieses unsers eigenen und irdischen Daseins. Unter denen aber, welche mit dem Volke Gut und Böse glauben und Leib und Seele und die Fabel eines letzten Gerichtes, wird jetzt, wie du weißt, unversöhnlich gestritten über die beste Rüstung an jenem Tage der blasenden Posaune. Unsere kluge Kirche öffnet ihre Buden und legt verständig ihren Vorrath an guten Werken zum Verkauf aus. Der deutsche Mönch aber zankt und schreit: Das ist Plunder! Werft euer Geld nicht weg! Ihr habt es umsonst. Eure Schulden sind bezahlt. Glaubet es nur, und sie sind nicht mehr! Solches aber zu glauben, braucht es eine große Tapferkeit, denn es ist unter dem Unglaublichen das Unglaublichste. Doch bringen es diese deutschen Köpfe fertig,

so brauchen sie gar keine Pfaffheit mehr und sind in ihrer trotzigen Sicherheit uns Italienern gewaltig überlegen, die wir ungläubig sind oder abergläubisch.

Ich rede im Groben, Pescara. Aber diese Vorstellungen, nichtig an sich, werden im Leben zu den realsten Mächten, die kein Staatsmann vernachlässigen darf. Und du mit deiner großen Aufgabe am wenigsten, Pescara, wenn du auch selbst ein Gottloser bist, wie ich dich kenne.“ Sein Lächeln blieb unerwidert.

„Hier irrst du dich, Kanzler,“ sagte Pescara ernst. „Ich glaube an eine Gottheit, und wahrlich keine eingebildete. Doch in dem Andern hast du recht. Ich habe es mit Augen gesehen. Am Abende meiner Schlacht“ — er meinte die von Pavia — „sah ich im Lazarett zwei höchst frevelhafte Menschen sterben, einen Deutschen und einen Spanier, diesen unter seinen Reliquien und in den Armen zweier Priester zitternd und bebend, jenen allein, doch voller Zuversicht und Freude. Ich sprach ihn an, denn ich weiß ein paar deutsche Wörter, und erfuhr, daß er traue und trotze auf den reuigen Schächer. Doch lassen wir diese Farben der Seele. Zurück zu deiner Sache, denn ich meine, daß du noch nicht damit zu Ende bist.“

„Gewiß nicht, Pescara. Dann erst, wann du durch das Schwert oder durch ein listiges Abkommen den Kaiser außer Spiel gesetzt haben wirst, dann erst baust du deine Größe und Italiens Freiheit. Die zwölf Arbeiten des Hercules! Doch du rufst alle Seiten und Eigenschaften deines Wesens unter die Waffen: Geduld und Entschluß, Begeisterung und Berechnung, Arglist und große Gesinnung. Kein Theilchen von dir wird müßig gehen. Du kennst dich noch gar nicht, Pescara! Dann erst wirst du dich zeigen als der, welcher du bist, in deinem ganzen Wuchse: für das Volk ein furchtbarer und wohlthätiger Dämon, für das Heer ein unfehlbarer Sieger, für den Patrioten der Vollender Italiens, für den Gelehrten der wiederaufgelebte römische Ehrgeiz, für die Fürsten, soviel du ihrer bestehen lässest, der herrschende Bundesgenosse. Du beutest alle Möglichkeiten und Begünstigungen des Jahrhunderts aus. Du wirst der Vertheidiger des Papstes und eroberst ihm seine Städte und Provinzen zurück, die du für dich behältst; du reitest als Schiedsrichter zwischen der verröchelnden Republik und den Medicäern in Florenz ein und sie gehorchen dir beide. Ja sogar die stolze Fürstin der Hadria ziehst du in deinen Machtkreis!

Ich sehe dich," jubelte Morone, „wie du ihr Doge wirst und dich dem Meere vermählst.

So wächsest du, bis dich und dein herrliches Weib auf dem römischen Capitol tausend frohlockende Arme vergötternd in die Lüfte heben und dich ganz Italien als seinen König zeigen, welches du dann, wie dir jetzt, ich fürchte, noch nicht möglich ist, als deinen Besitz und deinen Ruhm ein wenig lieben wirst, damit endend, womit ich angefangen habe, denn allein meine Liebe zu Italien, das Beste, das einzig Gute an mir, wirft mich dir zu Füßen, du Kaltherziger!" Und er umfing das Knie des Feldherrn mit einer so inbrünstigen Gebärde, daß dieser aufspringend einer solchen Anbetung sich entzog, aber doch innerlich ergriffen schien, sei es daß ihn diese Wahrheit des Gefühls in einem lügnerischen Geiste fesselte, sei es daß sein mächtiger Verstand die angedeuteten Züge seiner und Italiens möglicher Größe unwillkürlich zu einem lebensfähigen Ganzen zusammenschloß.

Er ließ den Kanzler und schritt mit über der Brust gekreuzten Armen mehrere Male langsam durch das Zimmer, zuletzt wie zufällig wieder vor ihm stehen bleibend. „Wie viele meiner Jahre verlangst du von mir, Morone?" warf er hin.

„Viele, ohne Zweifel,“ versetzte der Kanzler. „Je mehrere, desto besser! Nur mit jenen langen und fruchtbaren Pausen, welche die Dinge still und unaufhaltsam wachsen lassen, unzerstörlich scheinende Hindernisse zernagen, die Gewissen abstumpfen und beruhigen und selbst das ursprünglich Frevle entsühnen und heiligen, nur auf solchen breiten und nothwendigen Stufen ist Bleibendes im Staate erreichbar. Dein bester Verbündeter, Pescara, ist das Leben. Zehn, zwanzig, warum nicht dreißig Jahre, Pescara? Du stehst ja in der Fülle der Kraft und schöpfst nur so mit der Hand aus der überströmenden Quelle. Du hast deinen Schatz kaum noch angegriffen, und nicht zum wenigsten darum haben dich die unsterblichen Götter Italiens zu diesem deinem herrlichen Werke berufen, weil du, römisch gesprochen, ein Jüngling bist und dich noch lange kein Todesschatten berühren darf!“

Ein plötzlich hervortretender harter und finsterer Zug hatte das Antlitz des Feldherrn verwandelt. Er traf den Kanzler mit einem so feindseligen Blicke, daß dieser um einen Schritt zurückwich. „Weißt du,“ drohte er, „daß, wenn mich mein Ehrgeiz überwältigen sollte, das erste Opfer dein Gebieter der Sforza wäre? Denn

ich finge damit an, euer Mailand dem Bourbon zu geben, der mein Alterego, meine rechte Hand und ein Gonzaga ist. Ich würde es ihm gönnen! Ueberlieferst du mir den Sforza?“

„Bei allen Göttern, nein!“ schrie der entsetzte Kanzler. „Ich meinen Herzog verrathen! Niemals! Nimmermehr! Und,“ rief er empört, „wie darfst du daran denken, Pescara, unsere reine und heilige Sache mit dem Borbone zu beflecken!“

„Sehet diesen Menschen!“ verhöhnte ihn Pescara. „Giebt es etwas Frecheres? Dem armseligsten Fürsten will er Treue halten, und muthet mir zu, sie meinem erhabenen Kaiser zu brechen! Sehet diesen unzusammenhängenden Geist! Er verlockt mich zum Verrath und will rein bleiben von Verrath!“

„Das ist etwas völlig Anderes,“ wehklagte der Kanzler. „Der Connétable hat sein Vaterland verrathen, und du rettest es, indem du von einem Fürsten abfällst, welcher nicht der deinige ist. Meinen Herzog preisgeben, meinen holdseligen Herrn! Der Mohr wird mir im Traume erscheinen!“ . . . er that einen erbärmlichen Seufzer . . . „Doch, dennoch, es sei! Aber jetzt, Pescara, widerstehe auch du nicht länger! Er-

barmst du dich Italiens? Gieb Antwort, Grausamer!" und die Thränen brachen ihm aus den Augen.

„Heute nicht, Morone!" tröstete ihn Pescara. „Wir sind Beide ermüdet und bedürfen der Ruhe. Es ist die Stunde der Siesta." Er klingelte. „Ippolito," unterwies er den Knaben, „führe den Herrn, der ein großer Staatsmann ist, in den Thurmflügel. Der Haushofmeister soll ihm die ganze Zimmerreihe des Oberstockes öffnen und ihn sorgfältig bedienen und reichlich bewirthen lassen. Ihr findet eine gewählte Bibliothek, Kanzler, und wollet Ihr Luft schöpfen, so steiget in den Garten hinab, er ist schattig und reicht bis an die Wälle. Ich lade Euch nicht zu Tafel, da ich Donna Victoria erwarte, der mein Abend gehört. Lasset Euch die Zeit nicht lange werden. Morgen sehen wir uns wieder."

„Wie wird mir der Tag vergehen?" jammerte der Kanzler.

„Alles geht vorüber. Noch eins: nähert Euch, ich bitte, den Wachtposten nicht, Ihr verstündet denn das Deutsche." Er sah den Kanzler erbleichen. „Fürchtet nichts," schloß er freundlich und entließ ihn.

Wie er sich wieder umwendete, näherten sich ihm

der Herzog und Del Guasto, die ihr Versteck verlassen hatten, Beide in der höchsten Aufregung, der bleiche Bourbon mit fieberhaft gerötheten Wangen, Del Guasto mit lodernden Augen. Pescara errieth, daß das belauschte Gespräch und der gezeigte Ruhm sie Beide verführt und bezaubert hatte. Del Guasto lechzte nach Beute und der Herzog nach dem reinigenden Lorbeer. Noch schwiegen sie, aber ihre dringende und flehende Gebärde wollte sich in Worte verwandeln. Da schloß ihnen Pescara den Mund.

„Herrschaften,“ sagte er, „hier wurde Theater gespielt. Das Stück dauerte lange. Habt Ihr nicht gegähnt in eurer Loge?“

Da schlug der Bourbon in plötzlich umspringender Stimmung eine gelle Lache auf. „Trauerspiel oder Posse?“ fragte er.

„Tragödie, Hoheit.“

„Und betitelt sich?“

„Tod und Narr,“ antwortete Pescara.

Viertes Capitel.

Durch seine lange Zimmerreihe schritt der Kanzler von Mailand ruhelos auf und nieder. Die Fensterläden waren gegen die brennende Nachmittagssonne geschlossen und nur durch eine Spalte schoß hin und wieder ein neckischer Strahl in die Dämmerung, einen grellen Streifen über die Fliesen ziehend, während die Tiefe der Gemächer im Geheimnis blieb. Doch nicht der schmalste Lichtblitz erhellte dem Kanzler die Seele Pescaras. Er hatte seinen ganzen Menschen preisgegeben, Pescara auch nicht ein Theilchen seiner selbst, und nicht nur ein Schuldiger und Geständiger war jetzt der Kanzler, sondern auch ein Gefangener oder nicht viel anders. Doch weit entfernt, daß seine Bloßstellung ihn gereut oder sein Halbgefängnis ihn geängstigt hätte: im Gegentheil, er schwelgte in der Großmuth seiner völligen Hingabe. Nicht einmal sein schmählich verrathener Herzog beunruhigte jetzt sein Gewissen, so gänzlich er-

füllte ihn die Leidenschaft sich Pescaras zu bemächtigen und der Reiz seines Anschlages auf diesen einzigen Menschen, dessen große Haltung und ernstes Spiel in der eben beendeten Scene er aufrichtig bewunderte. Er setzte diese Scene fort: jedes Wort des Zwiegespräches wiederholte sich in seinem Ohr und selbst jede Miene und Gebärde desselben bildete sich ab in seinen Zügen und schwang in seinen Muskeln fort — doch über Sinn und Tragweite des Gesprochenen verstrickte er sich in unlösbare, in tödtliche Zweifel. Eine Auslegung nach der andern verwarf er, um zuletzt zu dem wahrscheinlichen Schlusse zu kommen, noch sei Pescara ungewiß, noch liege er im Kampfe mit sich selber.

Da gedachte er sehnsüchtig der Bundesgenossin, die jede Stunde, jede Minute ihm bringen konnte, und der Werth Victoria Colonnas deuchte ihm unermeßlich. Nur eine Solche konnte einen Solchen besiegen. Nicht ein aufstachelndes, herrschsüchtiges Weib, wie damals deren manches in Italien sein Wesen trieb, sondern die edelste Frau der Zeit führte seine Sache, und in dieser jede Schönheit und Tugend Italiens verkörpernden und von seinen Freveln und Sünden freien Gestalt er=

schien ihm sein Vaterland so unvergleichlich und der Ruhm, es sich selbst wiederzugeben, so einzig, daß hier sogar ein Pescara und gerade ein Pescara unmöglich widerstehen konnte. Ein mit unsittlichen Mitteln wirkendes Bündnis verklärte sich in diesen himmlischen Augen zu einer Reinheit, die den Namen einer „heiligen Liga“ in einem freien und weltlichen Sinne rechtfertigte. Die Bewunderung des göttlichen Weibes, welches, wie er glaubte, Italien zu retten berufen sei, wurde dem Kanzler zur Anbetung und seligen Inbrunst, denn er war der erhabensten und der gemeinsten Gefühle in gleicher Weise und Stärke fähig.

Jetzt da die gewonnene Zuversicht sein Inneres erhellte, verlangte es ihn nach dem Tageslichte, er stieß einen Laden auf und stand, sich umblickend, in dem sogenannten Schlangensaale, von welchem sein Herzog ihm oft erzählt, den er selbst aber noch nie gesehen hatte. Ueber dem Getäfel lief die vier Wände entlang ein gemaltes Geflechte von Schlangen, je zweie sich umwindend, die eine der feuerspeiende Drache der Sforza, die andere das entsetzliche Wappenbild der Visconti, die Schlange mit dem Kind im Rachen. Legende oder Wahrheit, der süße Lionardo da Vinci galt als der

Schöpfer des scheußeligen Kranzes: während seines langen Dienstes bei dem Mohren habe er einmal im herzoglichen Hause zu Novara sich aufgehalten und in wenigen Stunden dieses Spiel einer grausamen Laune begonnen und beendigt unter dem Vorwande einer Verherrlichung seines Fürstenhauses. Keine Unmöglichkeit, denn der Bildner des zärtlichsten Lächelns liebte zugleich die Fratze und das Grauen. Zuerst mit ergötzten, bald mit beängstigten Augen betrachtete der Kanzler den wilden Ring, das Werk einer unerschrockenen Einbildungskraft, die sich daran geübt hatte, den Ungethümen und dem nackten Kinde in dem verschlingenden Rachen eine Folge von natürlichen Bewegungen zu geben. Dann plötzlich erschien es ihm, als lebe und drehe sich das Gewinde. Der Kanzler wendete sich schaudernd und trat wieder an das Fenster.

Er erblickte den einsamen Schloßgarten, der sich unter einem weiten Gewölbe von Bäumen in tiefdunkle Schatten verlor. Darüber das blendende Lichtmeer, und hin und wieder ein Bruchstück der gezackten Stadtmauer. Nur in einiger Entfernung stieg aus dem üppigsten Grün auf drei Terrassen eine kleine Villa, im Winkel und von zwei Seiten sichtbar, deren

jede ein Bild bot, jene mit einem Thurmbau endigend, diese in einen weinumwundenen Säulengang verlaufend. Es wollte Morone scheinen, das anmuthige Landhaus, dessen Theile leicht auseinander herauswuchsen, müsse für Victoria bestimmt und der Gedanke Pescaras sein, der ihr nicht in einem schweren und von dem Schritte der Wachen dröhnenden Schlosse, sondern an einer gefälligen und friedlichen Stätte liebenden Empfang bereite. Auch deutete mancherlei drüben hin und her eilende Dienerschaft auf das Kommen eines Gastes, und jetzt glaubte er aus der entgegengesetzten Richtung den Lärm einer Ankunft zu vernehmen. Da litt es ihn nicht länger in den unbehaglichen Räumen, er suchte Treppe und Pforte und wandelte bald in einem grünen Schattenreiche.

Seine Schritte führten ihn in ein weites Rondell, wo das lieblichste Halbdunkel herrschte und in dessen Mitte ein Brunnen seine schimmernde Schale mit einer langsam strömenden Fluth durchsichtig und einschläfernd verschleierte. Vier breite Marmorsitze standen im Umkreise. Auf einem derselben, dessen Lehnen zwei Sphinxe bildeten, schlummerte der Feldherr, das Haupt über die Brust gesenkt.

Nach einem leichten Erstaunen näherte sich Morone auf vorsichtigen Füßen, um das schlafende Antlitz zu belauschen, ob nicht die jetzt willenlose Miene den verschwiegenen Gedanken abbilde und ausdrücke. Lange stand er davor. Nein, es träumte nicht ehrgeizig, dieses Haupt, noch sann es Verrath, sondern seine unbeherrschten Züge trugen, ohne die Spur von Triumph und List, einen Ausdruck, der kein anderer sein konnte als der des Leidens und der Entsagung. Wie Morone es betrachtete, erstarrte seine eigene aufgeregte Miene, denn die des stillen Hauptes war so überredend, daß auch ihn eine fatalistische Stimmung unwiderstehlich erfaßte, eine Gewißheit von dem Nichts der menschlichen Pläne und der Allgewalt des Schicksals. Nichts Anderes sagte das mächtige Antlitz als Frömmigkeit und Gehorsam.

Da legte sich unversehens eine Hand auf die Schulter des Kanzlers. Nach einem kleinen gespenstischen Schrecken, als ob ihn der Geist des vor ihm Schlummernden von hinten berühre, wandte er sich und erblickte einen gelben Schädel und eine von Alter gebrochene Gestalt. Zwei braune kluge, aber unendlich wehmüthige Augen waren ihr einziges Leben.

„Numa! Wahrhaftig, du hast mich erschreckt.“

„Ich glaube es. Aber komm, Kanzler. Lassen wir ihn schlummern und setzen uns dort gegenüber, daß ich ihn von ferne beobachte.“ Sie thaten es, und der Arzt, der wohl achtzig zählen mochte, doch sein feines Gehör bewahrt hatte, ließ sich mit dem Kanzler in ein lispelndes Gespräch ein. „Du glaubst gewonnen zu haben?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Kanzler. „Est in votis.“

„Enttäusche dich, Girolamo! Ich sage dir, auch wenn er wollte, so kann er nicht.“

„Er könnte nicht? Warum? Das tönt geheimnisvoll. Welcher Gott oder welche Göttin verbietet es ihm? Kreuzige mich nicht! Rede!“

„Dürfte ich reden, ich hätte dir von der Schwelle meines Hauses und aus Novara weggewinkt, aber meine Lippen sind gebannt. Doch ich darf dich, du Aermster, auch nicht in dein Verderben stürzen lassen. Du verlierst hier deine Worte und vielleicht dein Leben. Er kann nicht, betheure ich dir! Es ist ihm versagt. Es ist ihm nicht beschieden. Fliehe! Es ist Alles umsonst.“

„Fliehen? vor Pescara? Ich denke nicht daran und halte ihn fest umschlungen! Bei allen Dämonen, warum ist es ihm nicht beschieden?“

Da hauchte der Arzt, daß ihn Morone kaum verstehen konnte: „Ist nicht aller sterbliche Wandel in Zeit und Raum? Beide aber versagen Diesem.“

Er legte den Finger auf die Lippen, ihnen Schweigen gebietend, und dann gleich zum andern Male, um den Kanzler auf nahende Schritte aufmerksam zu machen. „Still! Siehe!“ flüsterte er.

Auf leisen Sohlen kam Victoria Colonna in den weiten grünen Saal, den Gatten an seinem Lieblingsplatze suchend. Noch trug ihr Kleid den Staub der Straße; sie mochte kaum vom Pferde geglitten sein. Da sie ihn schlummern sah, blieb sie stehen und verlor sich in seinem Anblick. Dann zerfloß sie plötzlich in Thränen, aus einem Uebermaß der Freude, oder es erschreckte sie der heilige Ernst der geliebten, nun von Mühen und Wunden tiefer gegrabenen Züge. Wenige Augenblicke aber, und sie trat zu ihm. Mit unendlicher Liebe legte sie die Hand unter das strenge Haupt und es sachte hebend, weckte sie es mit inbrünstigen Küssen. Pescara öffnete die Augen. Sanft drückte er sein Weib an die rechte Brust und gab ihr einen Kuß auf die Stirne.

Da sich der Feldherr erhob, hatte sich Morone in

einer seltenen Regung von Keuschheit weggeschlichen und Pescara sah nur den Arzt vor sich. Die Linke um Victoria schlingend, ergriff er mit der Rechten die Hand Numas und sprach zu seinem Weibe: „Das ist mein Arzt,“ und diese, in ihrer feurigen Art, bog das Knie und bedeckte die schlaffe Hand mit Küssen. „Sie hat die Wunde meines Helden geschlossen!“ jubelte sie voller Dankbarkeit. Dann aber richtete sie sich auf und fragte in tiefer Erregung: „Messer Numa Dati?“

Der Alte verneigte sich.

Und Victoria, von ihrem warmen Herzen hingerissen, wendete sich an den Gemahl, Mund gegen Mund, und klagte: „Ehe wir uns freuen, mußt du mir und Diesem Recht schaffen! Unser Neffe hat ihm die Enkelin verleitet und weigert sich, der Frevler, seine Schuld durch die Ehe zu sühnen!“

„Ist es so, Numa?“ sagte der Feldherr und da der Greis traurig bejahte: „Warum hast du mir das verheimlicht?“

„Anfangs, Herrlichkeit, war es eine bloße Vermuthung, da sie mein Haus und Novara heimlich verließ. Und wie durfte ich Euch, der sein eigenes großes Schicksal trägt, mit dem kleinen eines Mädchens be-

schäftigen? Erst heute erhielt ich Gewißheit, durch ein Schreiben aus Rom, von der Aebtissin, in deren Kloster das arme Kind sich geflüchtet hatte."

Jetzt drängte sich Victoria flehend an die linke Seite ihres Helden, der unter dem Drucke des Frauenleibes einen körperlichen Schmerz zu empfinden schien Um ihn zu verbergen und zu verwinden, that er ein paar Schritte vorwärts.

Die Dreie standen vor den spielenden Lichtern des Brunnens. „Schönste Frau, mich hat herzlich verlangt Euch wiederzusehen," sagte der Feldherr, „und da bist du ja, meine Seele!" Er blickte ihr in die strahlenden Augen. „Aber deine edeln Lider sind ja noch ganz bestäubt von der Reise. Dein Tuch!" Sie gab es ihm, der es netzte, und schloß die Augen, während er ihr Stirn und Lid und Wange wusch und badete.

„Ich erinnere mich deiner Enkelin ganz wohl, Numa, obwohl ich sie kaum gesehen habe. Tiefblaue Augen und kastanienbraune Haare, wie diese da, nicht wahr, und Julia heißt sie? Was ihre Sache betrifft, die dünkt mich schwer und tragisch. Nicht daß ich anstünde den Bösen, den du weißt, Victoria — auch ich kann ihn nicht anders nennen — zur Ehe mit

ihr zu zwingen, er würde sich fügen, ohne Zweifel, denn er ist mein Geschöpf und ich habe Macht über ihn. Aber ich frage mich, ob es gut sei, die Verschmähte an einen Herzlosen und Grausamen zu fesseln, der freilich durch seine Vermessenheit und Begabung in der Welt die höchsten Stufen erreichen wird. Und sie selbst? Wird sie es verlangen? Glaubst du, Victoria? Hat sie es verlangt, die sich dir in Rom zu Füßen geworfen hat, wie ich vermuthe, da du sie kennst?"

„So that sie," sagte Victoria mit flehender Stimme.

„Ertrug sie deinen reinen Anblick? Und im Ernst, du willst sie dem Manne geben, der sie verschmäht? Wenn sie mein Kind wäre, ich vergrübe sie ins Kloster. Ihr aber seid menschlich und barmherzig, Madonna. Und wer weiß, vielleicht liebt sie ihn noch, oder liebt und haßt ihn zugleich — ich verstehe das nicht. Doch ich will mich ihrer annehmen, sie habe die Wahl."

Jetzt öffnete der Arzt den welken Mund. „Arme Julia! Welche Wahl! Selig, daß sie ihrer überhoben ist!"

„Wodurch?" fragte Pescara.

„Durch eine dunkle, aber weise Gottheit."

„Ich verstehe,“ sagte der Feldherr rasch, „sie lebt nicht mehr.“

„Du sagst es, Herrlichkeit.“

„Sie hat sich ein Leides gethan?“ wehklagte Victoria. „Da sei ihr Schutzengel davor!“

„Wer weiß es? Als sie in ihr Kloster zurückkam, nachdem sie sich Euch geoffenbart, ist sie gestorben. Ihr Geständnis muß sie getödtet haben, und der Anblick eurer Reinheit, Madonna, wie die Herrlichkeit es gewollt hat. Vielleicht ein Herzschlag, vielleicht — das willige Mädchen ist mir in meiner Apotheke oft mit Verständnis und Geschick beigestanden.“

Jetzt urtheilte der Feldherr: „Das bleibe unberedet. Sie ist eingegangen in den Frieden und steht jetzt in Dienst und Pflicht einer heiligen Macht, die unserer erbärmlichen Gerechtigkeit spottet.“

Victoria weinte und der Greis flehte: „Ich kann nicht mehr! Es sei gut!“

„Ja, es ist gut,“ schloß der Feldherr.

Dann bot er Victoria die Hand und sagte leichthin: „Edle Frau, ich habe Euch und mir, solange wir zusammensein dürfen, ein helleres Haus gerüstet als dieses alte Schloß mit seinen plumpen Deckenbalken,

diese Wohnung des Verrathes, denn auf seiner Zugbrücke wurde der Mohr ausgeliefert. Sehet Ihr dort bei den Pinien die anmuthige Baute, Madonna? Die habe ich Euch bestimmt: sie ziemt eurem klaren Wandel."

Sie durchschritten den Park und langten am Fuße der drei Treppen an, wo der greise Arzt stehen blieb, Athem schöpfend und den Feldherrn zurückerwartend. Da Victoria die dritte Treppe erstieg, erblickte sie zwei Bildwerke, welche rechts und links die höchste Stufe schmückten. „Das hat der junge Franz Sforza ersonnen, an welchem sein guter Geschmack immer noch das Beste ist," plauderte Pescara. „Diese Gruppen sind hübsche Gedanken aus seinem flüchtigen Kopfe. Die rechts zum Beispiel. Erst konnte ich nicht aus ihr klug werden, so sehr sie mir gefiel. Da sagte mir der Gärtner die Inschrift, die sie anfangs trug, die aber der feine Herzog verschwinden ließ, damit der Beschauer fühle und rathe. Sie lautete . . . doch das bringst du heraus, Geliebte?"

Victoria, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die linke Gruppe, ein ungebunden kosendes Paar geworfen hatte, betrachtete langezeit die rechte. Es waren zwei weibliche Gestalten, eine liegend und etwas wie eine

Blume oder einen Schmetterling leichtsinnig zerpflückend; die andere stand, innig vertieft in sich selbst, oder in die Ferne verloren. Alle drei Mädchen aber, das kosende, das vergessende, das sich sehnende, hatten unter verschiedenem Ausdrucke das gleiche Gesicht. Victoria sann. Da blies ihr der Feldherr muthwillig ins Ohr, wie in der Schule ein Knabe einem Mädchen: „Thu die Augen auf, ein paar Buchstaben sind noch lesbar." Victoria entdeckte links, schwach ausgeprägt: Pres . . . . , rechts aber unterschied sie etwas deutlicher: Ass . . . . „Presenza und Assenza," ergänzte sie beschämt, und der Feldherr sagte: „Die Gegenwart ist frech. Die Abwesenheit aber, die vergißt, ist gedankenlos. Ich preise die gegenwärtige Abwesenheit: die Sehnsucht."

„Wir werden uns nicht mehr trennen, Ferdinand, wenn du mich lieb hast."

„Nur noch einmal. Für einige Tage, höchstens eine Woche, Madonna, bis ich Mailand werde genommen haben. Ihr folget mir, und forthin, wenn Ihr wollt, trennen wir uns nicht mehr. Es liegt an dir, Victoria," sagte er zärtlich.

„Ob ich will!"

„Erinnerst du dich, Geliebte," scherzte er wiederum,

„daß du mir einmal in Ischia am plätschernden Strande gesagt hast, du begreifest nicht, wie ein Weib, das geliebt habe, jemals einem Zweiten gehören könne? Es widerspricht der Liebe, sagtest du. Freilich, aber es hat Erfahrung und menschliche Natur für sich. Assenza, Assenza!"

Jetzt erhob sich Victoria zu ihrem ganzen stolzen Wuchs und streckte den herrlichen Arm, von welchem der Aermel zurückfiel, gegen den leuchtenden Himmel und schwur: „Nie gehöre ich einem Andern, bei den reinen Strahlen dieser Sonne!"

Der Feldherr beschwichtigte: „Dort stehen deine Kammerfrauen, Kind, und bestaunen dein Gelübde, das sie dir wahrlich nicht nachthun werden." Er winkte den in ehrerbietiger Entfernung harrenden Zofen und beurlaubte sich bei der Marchesa. „Ihr werdet Euch umkleiden, Herrin, und ich selbst habe noch bis zur Abendstunde zu thun. Auf Wiedersehen hier, nach Sonnenuntergang, zum Spätmahle." Er wendete sich und ging, ohne nach ihr sich umzublicken. Unten an der Treppe nahm er den Arm des greisen Arztes, langsam mit ihm durch einen Cypressengang nach dem Schlosse zurückwandelnd.

„Wie war die Nacht Eurer Herrlichkeit?“ fragte der Alte.

„Wie gewöhnlich,“ antwortete Pescara. „Du hast gegen deinen Gastfreund reinen Mund gehalten, Numa?“

„Ich erinnerte mich eures Befehles . . . Aber wie möget Ihr mit dem Kanzler und meinem armen Italien dieses grausame Spiel treiben! Wie dürfet Ihr es?“

„Ich spiele mit Italien, sagst du? Im Gegentheil, deine Landsleute, Numa, spielen mit mir: sie heucheln Leben und sind todt in ihren Uebertretungen und Sünden.“

Sie gingen eine Weile schweigend. „Weißt du, Numa,“ spottete jetzt der Feldherr, „daß mich neulich ein Astrologe besucht und mir das Horoskop gestellt hat? Er schätzte mich auf sechzig Jahre, ich fand das wenig.“

Der Greis seufzte.

Wieder wandelten sie wortlos. Vor der schmalen Pforte der Burg beurlaubte Pescara den Alten. „Meine Feldherrn erwarten mich, Numa, ich habe sie auf diese Stunde beschieden.“ Da beschlich ihn noch ein Mitleid mit den guten braunen Augen und dem zahnlosen Munde, und er sagte freundlich: „Fürchte nichts, Nu=

ma. Ich werde dein Italien nicht mißhandeln, ich werde gerecht und milde verfahren."

In seinem Vorsaale fand der Feldherr den Herzog von Bourbon und Leyva sich gegenüberstehen, zwischen ihnen Del Guasto, als ob er sie auseinanderhielte, und dann noch einen Vierten, der in einer Fensterbrüstung lehnte. Dieser war ein vornehmer Mann in Jahren, halb Mönch, halb Krieger, mit einem bronzefarbenen Kopfe und großen, aber harten Zügen, in einen kuttenähnlichen weißen Mantel gehüllt. Wie Pescara ihn erblickte, schien der Feldherr leicht zu schaudern, ging aber auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Was verschafft mir die Ehre, Moncada?"

Der Andere erwiderte: „Erlaucht, ich bin in Sendung und ersuche im Namen des Vicekönigs um eine Unterredung."

„Ich gewähre sie," versetzte der Feldherr, „aber ich bitte Eure Gnade, sich kurz zu fassen am Vorabende des Feldzugs."

„Eine geheime Unterredung."

Pescara besann sich. „Eine geheime? Nicht, Ritter. Geschäftliches würde ich diesen zwei Herrschaften meinen Collegen nicht vorenthalten. Ersparet mir die Mühe.

Mein Neffe hier ist verschwiegen. Was ist euer Auftrag? Sprechet, Ritter!" Er bot Moncada keinen Stuhl.

Dieser musterte die anwesenden Gesichter. „Nach eurem Willen," sagte er. „Erlaucht, der Vicekönig ist in tiefster Besorgnis. Die italienische Liga ist eine Thatsache, an welcher Erlaucht nicht zweifelt, da Sie durch Leyva den Vicekönig um Truppen ersuchen ließ, welche dieser freilich nicht entbehren kann, selbst ihrer bedürftig, um im Falle des ausbrechenden Krieges eine ehrfürchtige, aber drohende Bewegung gegen die irregegangene oder mißleitete Heiligkeit zu machen. Erlaucht giebt zu, daß unsere Heere im Süden und Norden der Halbinsel zusammenwirkend in denselben Plan eingreifen müssen. In diesem Sinne sendet mich der Vicekönig, Euch zu begleiten und ihn auf dem Laufenden zu halten. Genehmigt Erlaucht?"

Der Feldherr bejahte, seinen Unmuth niederkämpfend.

„Ein Anderes," fuhr Moncada fort. „Ich bedaure, daß Ihr mich nicht geheim empfangen habet, aber ich ergreife den Augenblick. Es wird gewünscht, in Madrid, daß Erlaucht, wenn Sie Mailand erobert haben wird, dort zum Heile der Monarchie, und um das

Uebel mit der Wurzel auszurotten, streng und durchgreifend verfahre. Es wird gerathen: der abtrünnige Herzog werde in Ketten gelegt und nach Spanien gesendet; der trotzige lombardische Adel verliere seine Güter und besteige das Schafott; starke Besatzung und schwere Kriegssteuer bändige den Bürger; der Schrecken herrsche in Mailand!“ Er suchte in der Miene des Feldherrn zu lesen.

Dieser stand ruhig. „Der Schrecken?“ wiederholte er. „Niemals, solange ich lebe und meinem Kaiser diene! Mailand ist Reichsgebiet, und der Kaiser will nicht, daß das Reich mißhandelt werde. Wer wünscht? Wer räth? Verschonet mich mit Räthen und Wünschen, Moncada, ich brauche sie nicht.“

„Hat der Herzog um Aufschub gebeten?“ fragte Moncada mißtrauisch.

„Nein, Ritter.“

„Durch seinen Kanzler?“

„Der Kanzler der Hoheit von Mailand bewohnt seit heute diese Burg. Eure Gnade kann ihn sprechen und sich bei ihm selbst erkundigen, Sie wird ihm damit ein Vergnügen machen, denn ich fürchte, daß er sich langweilt.“

„Erlaucht hat ihn nicht empfangen? Keine Neugierde läßt mich fragen, sondern das Interesse der königlichen Sache, welcher wir Alle hier dienen."

„Ich habe den Kanzler gesprochen, heute Morgen, zwei Stunden."

Diese Aufrichtigkeit setzte Moncada in Erstaunen, aber sie sagte ihm nichts Neues. Er war durch die spähenden Ohren, welche er unter dem Gesinde Pescaras besoldete, von der Ankunft und der Audienz Morones genau unterrichtet.

„Eine lange Beredung, da doch allein von der Unterwerfung des Herzogs die Rede sein konnte."

Pescara schwieg. Geheimer Abscheu, so schien es, verbot ihm, den vor ihm Stehenden nur eines Wortes zu würdigen über das Nöthige hinaus.

„Ich wundere mich," sprach Moncada weiter, „daß Erlaucht nicht kurz abgebrochen, und ich erstaune, daß Sie diesen Niederträchtigen überhaupt empfangen hat, jetzt da jene Verleumdungen über Erlaucht Italien erfüllen."

„Nicht weiter! Jedes Wort wäre eine Beleidigung und ein Zeitverlust! Ich habe diese Lügen meinem Kaiser berichtet. Das genügt. Ich kenne meine Feinde . . ."

„Weise. Und ebenso weise, wenn Erlaucht ihrer Unterredung mit Morone unverdächtige Zeugen gegeben hätte.“

„Das geschah,“ erwiderte Pescara verächtlich. „Diese Herrschaften hier.“ Bourbon und Del Guasto nickten. „Was aber den Inhalt der Unterredung betrifft, nach welchem Ihr neugierig zu sein scheinet, so werdet Ihr ihn der Antwort entnehmen, welche ich in eurer Gegenwart, wenn Ihr es wünscht, dem Kanzler morgen zu geben gewillt bin, bevor er meinem Heerzug als ein Gefangener folgen wird. Hier in diesem Saale. Nun aber lasse ich Euch.“ Und er entfernte sich in sein inneres Gemach, wohin die drei Andern ihm folgten.

Moncada stand allein. „Eine Maske,“ überlegte er, „eine durchdachte Maske. Welch ein Antlitz verbirgt sie? . . . Ich werde es wissen . . . Du entrinnst mir nicht, ich umschwebe dich, Pescara!“ Er ging langsam weg in streitenden Gedanken.

Während die drei Feldherrn drinnen den Krieg vorbereiteten, blieb der Vorsaal eine Weile leer und unbehütet. Der Page Ippolito hatte sich zu der Herrin hinübergeschlichen, deren Ankunft er belauscht hatte und

deren Schönheit und Leutseligkeit er kindlich bewunderte. Er brannte sie zu begrüßen und ihr seine Dienste zu bieten. Dann aber bevölkerte sich der feierliche Saal mit einer lustigen Gesellschaft. Die fünf silbergrauen Windspiele des Connétable, närrische, noch ganz junge Thiere, hatten irgend einen unbewachten Eingang in das Schloß gefunden und beschnoberten jetzt die Spalten der Thüre, hinter welcher sie ihren Herrn vermutheten. Diese Rasse war Modesache. Nun kam auch der Windhund des Marchese, ein edles Thier und ein unermüdlicher Läufer, zu sehen, was es gebe, und war nicht sehr erbaut von dieser leichtsinnigen Sippe, die ihm nicht in diesen ernsten Raum zu gehören schien und der er knurrend sein Mißfallen kundgab.

Siehe da erschien noch ein zartes, zierliches Windspiel, ein schneeweißes Geschöpf von den feinsten Formen, das auf schimmerndem Silberhalsband die Inschrift trug: „Ich gehöre der Victoria Colonna.“ Zuerst mit Freude und Bewunderung empfangen, wurde das schmucke Spielzeug bald zu einem gejagten und gehetzten Wilde, hinter welchem die ganze jugendliche Meute kläffend im Kreise herumfuhr. Da kam der Page hereingesprungen, nahm das Eigenthum der Herrin, welche ihn

danach gesendet haben mochte, in die Arme und flüchtete es aus dem Tumulte, die wilde Jagd hinter sich ziehend, den besonnenen Läufer des Pescara ausgenommen. In demselben Augenblicke trat Leyva aus dem innern Gemache und beschleunigte die allgemeine Flucht, indem er dem hintersten Hündchen des Connétable einen Tritt versetzte, daß es winselnd durch die Luft flog.

Der ergraute Feldherr hatte einen zornrothen Kopf und ließ sich von Pescara, der ihn geleitete, kaum mehr an der Hand zurückhalten. „Leyva,“ sagte der Marchese, „ich bitte Euch, bleibt! Beherrschet Euch! Ich kann Euch nicht zwingen, gegen den Herzog gerecht zu sein, aber beobachtet wenigstens die Formen! Der Herzog benimmt sich musterhaft gegen Euch, mit tadelloser Courtoisie, Ihr aber zoget ihm die grinsende Miene eines Bauers und jetzt lauft Ihr weg, ehe unsere Berathung geschlossen ist. Das ist kein Betragen, wie es sich für eure Stellung und euer Verdienst geziemt.“

„Ich konnte den Verräther nicht länger aushalten, Pescara! Mit jeder Miene, jeder Bewegung hat mich der Hochmüthige beleidigt! Nichts als Hohn! Seine Kälte verachtet mich, und seine Verbeugungen spotten meiner. Ich möchte wissen, woher er das Recht nimmt

auf mich herabzusehen. Ich stehe über ihm, trotz seiner hohen Geburt, denn meine Ehre ist rein und ich bin ein treuer Knecht meines Königs, den seinigen aber hat er verrathen! Er ist gezeichnet und sein glattes Gesicht garstiger als meine Wunde hier! Doch nicht alle Fürsten verachten mich, es giebt deren, die meinen Werth kennen. So dieser verständige Moncada, mit dem ich gereist bin. Der wenigstens hat mich seines Vertrauens gewürdigt."

Pescara wurde sehr ernst. „Leyva," sagte er, „Ihr gebet mir die Genugthuung, daß ich Euch immer für voll genommen habe. Ich frage nicht nach der Geburt, sondern ich nehme den Menschen, wie ich ihn erprobe. Habet Ihr mich je hochmüthig gesehen oder kleindenkend erfunden? Du hast nichts gegen mich, Alter," sagte er zutraulich, „wir kennen uns." Er suchte mit den hellen grauen Augen die des Mitfeldherrn, der sie ihm aber, den Kopf senkend, hartnäckig entzog. „Nichts," murrte Leyva, „außer daß Ihr Freundschaft haltet mit dem Andern. Doch ich habe Eile: Erlaucht schickt mir die Instructionen nach. Ich besitze dergleichen gerne schriftlich. Leyva thut seine Pflicht. Zählt darauf!"

Der Feldherr ließ ihn gehen und streichelte nachdenklich den feinen Kopf seines Windspieles, das ihm denselben in die Hand zu legen gekommen war.

Dann trat er in sein Gemach zurück, wo er Bourbon und Del Guasto in einem aufgeregten Gespräche fand, wohl über den Kanzler, denn sie deuteten mit den Blicken in der Richtung der Thurmgemächer. Der Feldherr lächelte. „Herrschaften,“ sagte er, „Ihr habet heute Morgen eine wunderbare Rede belauscht und — noch wunderbarer — diese Rede hat mich nicht verführt, aber Euch meine Zeugen. Meine Treue blieb fest, und die eurige wurde erschüttert, wie ich glaube: ein Triumph, den der Kanzler nicht beabsichtigte, der ihm aber schmeicheln darf.“

Jetzt wendete er sich mit veränderter Miene gegen Del Guasto: „Don Juan, ich sah eure Augen habgierig nach Beute flammen. Danket es mir, daß ich Euch nicht zu Worte kommen und euern Herrn den Kaiser verrathen ließ. Denn gerade Ihr, Don Juan, müsset der Majestät unverbrüchliche Treue halten, wenn Ihr nicht ein Verbrecher werden wollet. Treue am Fürsten ist die einzige Tugend, deren Ihr zur Noth fähig seid, und der letzte Ehrbegriff, der Euch übrig

bleibt. Sie wird eure Unerbittlichkeit adeln, wenn Ihr dieselbe gegen Abfall und Empörung ausübet, und eure grausamen Triebe werden der irdischen Gerechtigkeit dienen. Nehmet das als meinen wohlgemeinten Rath, und nun gehet und vermeidet heute die Augen Donna Victorias. Euer Anblick ist ihnen verhaßt, sie können einen Mörder nicht ertragen."

„Einen Mörder?" Don Juan lehnte sich auf.

„Einen Mörder. Kennet Ihr euer Opfer noch nicht? Ich nenne es Euch: es ist Julia, die Enkelin meines Numa Dati, gestorben in Rom am gebrochenen Herzen, und Ihr seid es, der sie umgebracht hat. Ihr geschah wohl, aber das mindert euren Frevel nicht im geringsten. Fürchtet nicht, daß sie Euch erscheinen werde, sie ist versenkt in die Ruhe und überläßt Euch den Furien eurer Seele, zu früher oder später Reue."

Del Guasto erbleichte und sein Haar sträubte sich wie ein Gewirr von Schlangen. Nicht seine That erschreckte ihn, aber der furchtbare Richterernst des Feldherrn, dessen vernichtende Strafgewalt von jenseits des Grabes zu kommen schien. Er entwich bestürzt vor den Blitzen dieses Auges.

„Familienangelegenheiten," bemerkte Bourbon.

„Aber weißt du, Ferdinand, daß der Kanzler mich mehr, als du nicht denkst, begeistert hat? Trotz seiner Schmähungen — er ist der Einzige, dem ich nichts übelnehme — war er auf dem Wege mich völlig zu bethören, oder vielmehr du hast mich bethört, da du sagtest, ich sei dein Alterego und du würdest mir Mailand geben. Du hast dich über mich lustig gemacht und ich Stumpfsinniger habe den Spaß nicht verstanden."

„Vergieb, Karl! Mich wunderte, ob der Kanzler seinem Herzog Treue hielte. Aber glaube mir, Karl, auch dir bleibt nichts als die Sache des Kaisers. Der Niedergang Italiens ist unaufhaltsam, es unterhöhlt sich selbst. Besieh dir doch die Sache: Italien bietet sich mir flehend und bedingungslos, mit einem Schein von Wahrheit und Größe, und zugleich zieht es mir mit vollendeter Tücke den Boden unter den Füßen weg, um mich zum Sprung über den Abgrund zu zwingen. Ich begreife bei solchen Gerüchten und Verleumdungen, daß mir Madrid einen Aufseher und Belauscher sendet. Aber warum meinen Feind? warum Moncada? Zwar er wird mir nichts anhaben, und ich werde mein Tagewerk zu Ende bringen und dir, Karl, werde ich geben, was ich kann, mein Amt und meine

Nachfolge . . . Nicht wahr, Karl, du bist gerecht in Italien? Du quälst es nicht? Du drückst es nicht über das Maß? Das gelobst du mir. Obwohl sie es nicht um mich verdient haben. Ich kenne dich: du gehst menschlich mit ihnen um."

„Ausgenommen mit dem heiligen Vater, der schlecht von mir gesprochen hat. Aber, Ferdinand, was redest du? Du erschreckst mich! Wir sind gleichen Alters, und eine Kugel kann mich vor dir oder uns Beide zusammen niederstrecken. Dieser Moncada ist über dich gekommen wie ein Frost, ich sah dich zusammenschauern. Was liegt zwischen Euch?"

Jetzt ging die Sonne unter und es kratzte leise an der Thüre. Der eintretende Ippolito wendete sich flehend gegen seinen Herrn: „Erlaucht lasse Madonna nicht warten. Die Tafel drüben ist gedeckt und Madonna steht harrend auf der Terrasse, wenn sie nicht die Stufen herabsteigt."

„Gehe, mein Kind, und sage ihr, ich komme."

„Das thue ich nicht," versetzte Ippolito mit anmuthigem Trotze, „sonst läßt sich Erlaucht mit Hoheit wieder in ein endloses hochpolitisches Gespräch ein und die süße Frau wird vergessen."

Der Feldherr litt den Knaben neben sich, und die Unterhaltung mit dem Herzog fortsetzend, um dessen Schulter er vertraulich den Arm geschlungen hatte, bediente er sich der spanischen Sprache, von welcher er wußte, daß sie von dem Pagen nicht verstanden wurde. „Was zwischen mir und Moncada liegt, Karl? Etwas Entsetzliches, ein Verdacht, der für mich eine Wahrheit ist, für welchen ich aber keinen Beweis habe als meine Ueberzeugung. Ich glaube, ja ich bin gewiß: dieser Mensch hat meinen Vater umgebracht.“ Er glättete die Locken des Kindes, das mit unschuldigen Augen zu ihm emporblickte.

„Es war nach der Wende des Jahrhunderts und ich wie Dieser hier, jedenfalls nicht älter. Mein Vater, ein guter Feldherr und ein besserer Mann als ich, ein treuherziger Mann, ging in Sendung des damaligen Vicekönigs, des großen Gonsalvo, der später den spanischen Undank so grausam erfuhr, nach Barcelona, wo der alte Ferdinand eben Hof hielt. Dort erblickte er den letzten Sprossen unsers neapolitanischen Fürstenhauses, jenen unglücklichen Jüngling, der unter dem argwöhnischen Auge Ferdinands welken mußte, mit einem unfruchtbaren Weibe verheirathet. Arglos und

unklug wie der Vater war — ich sage dir, es gab keinen schlichtern Mann — ließ er sich mit dem entthronten Prinzen in ein theilnehmendes Gespräch ein und besuchte ihn dann zuweilen im Palaste. Das reichte hin, ihn dem Könige verdächtig zu machen, und dieser Verdacht genügte, um ihm das Leben abzusprechen.

Ich erzähle dir die Sache, wie ich sie nachher erforscht und zusammengebracht habe, da, bei reiferm Verstande und erlangter Menschenkenntnis, die Vergangenheit Sinn und Bedeutung für mich gewann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der König selbst sein Opfer bezeichnete, wenn auch nur mit einem halben Wort oder einer kurzen Gebärde. Die Ausführung seines geheimen Spruches aber übernahm ein junger Mensch, den er um sich hatte und von dem es hieß, daß er sein natürlicher Sohn sei. Der junge Moncada, kein Anderer, begegnete meinem Vater, der von dem Prinzen zurückkam, in einer Galerie des Schlosses und stieß ihn nieder. Kein Zweikampf, sondern ein Meuchelmord, denn die Rechte des Vaters war durch eine alte Verwundung gelähmt. Und Pescara fiel unschuldig, so wahr ich dich umschlungen halte, denn nichts lag dem Redlichen ferner als Intrigue und Verschwörung. Ist das nicht

verrucht? Und vielleicht glaubte der junge Moncada eine Pflicht zu erfüllen und als guter Christ zu handeln, da er dem Wink einer Königsbraue gehorchte. Ist das nicht abscheulich? Wäre so etwas bei euch möglich, Karl?"

„In Frankreich? Je nachdem. Doch nein, so einfach nicht."

„Nach Jahren, da ich meine ersten Sporen verdient hatte, treffe ich den Moncada im Zelte meines Feldherrn und Schwiegervaters, des Fabricius Colonna. Er umarmt mich, nennt mich seinen jungen Helden, den aufgehenden Stern und die Hoffnung Spaniens, und sein Blick gleitet mit ruhiger Beobachtung über meine Züge. Er versichert mir, ich gleiche meinem Vater, den er gekannt habe, und das Blut erstarrt mir in den Adern, denn ich hatte die Gewißheit, daß mich der Mörder Pescaras liebkosend in den Armen halte."

„Du ließest ihn gehen?"

„Am Abende jenes Tages ging ich, ihm das Leben zu nehmen oder ihn das meinige nehmen zu lassen. Er war verschwunden. Ich konnte ihn nicht verfolgen. Wo hätte ich die Zeit dazu genommen, immer im Zelte

und in der Mitte der Entscheidungen wie ich lebte? Aber der Geist des gemordeten Vaters folgte mir überall.

Später erfuhr ich, der Verhaßte habe sich in irgend eine Cartause geworfen, um eine Sünde zu büßen. Dann ist er jenseits des Meeres, in Cuba wieder aufgetaucht, wo ihm König Ferdinand reiche Besitzungen verlieh, und hat den kühnen Cortez nach Mexiko begleitet. Ich denke, um den ehrgeizigen Eroberer zu überwachen: denn Moncada lebt in den Gedanken und Plänen seines Vaters und ist im Zusammenhange mit jener fanatischen spanischen Partei am kaiserlichen Hofe, welcher die Burgunder und Niederländer glücklicherweise die Wage halten. Ueber das Meer zurückgekehrt, hat er sich ein Verdienst daraus gemacht, durch sein verborgenes Wirken Neuspanien der Krone erhalten zu haben, und steht in halb gefürchtetem Ansehen, auch bei dem Kaiser seinem Neffen. Jetzt ist er in Italien, um mich zu unterjochen oder zu verderben. Das ist Moncada."

„Weißt du, Ferdinand," sagte Bourbon, der aufmerksam gelauscht hatte, „ich hätte dir längst gern einen Gefallen gethan. Räche ich dir den Vater und schaffe

dir zugleich den Feind vom Halse? Nicht durch Meuchelmord, das ist nicht meine Art, sondern in geregeltem Duell, zu welchem ich schon einen Anlaß finde. Ich gefährde mich nicht, denn, ohne dir nahe zu treten, du giebst zu: wir Franzosen fechten besser als ihr Spanier. Du bleibst außer Spiel, und mich schützt meine fürstliche Geburt. Willst du? Ich bin zu deiner Verfügung."

Da antwortete Pescara mit fast verklärten, bläulich schimmernden Augen: „Nein. Es ist zu spät. Ich denke jetzt anders und gebe den Mörder der ewigen Gerechtigkeit."

Bourbon blickte erstaunt. Pescara aber nahm Ippolito an der Hand und sagte: „Nun dürfen wir Madonna Victoria nicht länger warten lassen."

Er gab dem Herzog den Vortritt. Auf der Wendeltreppe fragte er den Knaben: „Die Herrin ist dir schon so lieb, die du heute zum ersten Male gesehen hast?"

„Sie war gleich so gütig," erwiderte Ippolito, „und ihr sah die Schwester ähnlich, die ich jetzt nicht mehr sehen soll" — helle Zähren rieselten ihm über die Wange — „weil sie, wie mir der Großvater erzählte, in einem römischen Kloster ist und dort die Gelübde

abgelegt hat. Und sie war sonst so fröhlich, die Julia, aber freilich in der letzten Zeit ist sie sehr still geworden. Wie mag sich die Schwester so jung begraben!“ Er sagte das, während sie ins Freie traten.

„Ich flehe, mich der erlauchten Frau vorzustellen,“ bat der Connétable. „Jüngst fand ich, ein Buch öffnend, die Natur habe das Herrlichste gebildet und dann die Form zerbrochen, damit Victoria Colonna einzig bleibe. Ihr gönnet mir den Anblick?“

Sie beschritten den langen Cypressengang, und jetzt gewahrten sie in einiger Entfernung einen bewegten Auftritt: eine vorwärts strebende weibliche Gestalt riß sich von einem Manne los, der ihr zu Füßen lag. In demselben Augenblicke schrie Ippolito: „Dort ist der böse Zauberer, er will der Herrin ein Leides thun!“ und eilte spornstreichs Donna Victoria zu Hilfe, während der Kanzler von den Knieen aufsprang und hinter einer Lorbeerhecke verschwand.

Die Befreite eilte dem lächelnden Gemahl mit schnellen Füßen entgegen und mit einem so jungen und kräftigen Erröthen, daß Pescara sie niemals schöner gesehen zu haben glaubte. Während ihr Gewand noch flog, sagte die nicht einmal außer Athem Gekommene:

„Ein Flehender hat mich überfallen und beschworen, seine Sache bei Euer Erlaucht zu führen: er bittet, ihn nicht allzulange auf Bescheid harren zu lassen, da er sich in Zweifel und Erwartung verzehre."

„Er hat seine Fürbitterin gut gewählt, Madonna," versetzte der Feldherr, „aber alles zu seiner Zeit. Jetzt gestattet, daß ich Euch die Hoheit Bourbon vorstelle." Victoria, lebhaft wie sie war, verbarg einen Ausdruck frauenhafter Theilnahme nicht.

Der Herzog ließ nicht im geringsten merken, daß ihn der knieende Kanzler belustigt hatte. Er verneigte sich ehrerbietig und hielt sich fein und stolz aus Rücksicht für Pescara und im Bewußtsein seines schmachvollen Ruhmes, das ihn nie verließ. Er bewunderte die Schönheit Victoriens, ohne sein dunkles Auge auf ihrem Antlitz oder ihrem Wuchse ruhen zu lassen. Er schmeichelte nicht, er streute keinen Weihrauch, sondern er sagte einfach: „Ich freue mich Madonna Victoria zu erblicken, die Gattin meines Freundes des Marchese, und huldige ihr nach Gebühr." Dann verwickelte er sie, zu ihrer Linken gehend, in ein leichtes und gefälliges, aber unbedeutendes Gespräch, und da sie ihn zur Tafel bat, bedankte er sich und schied unten an der

Treppe des Landhauses mit ruhiger Höflichkeit. Victoria, so bescheiden sie war, hatte mehr erwartet, schon aus Gewöhnung, denn ihr pflegte von den Berühmtheiten der Zeit auf das übertriebenste gehuldigt zu werden. Doch sie verwand leicht und belächelte ihre Enttäuschung, mit dem Feldherrn die Stufen hinansteigend in der schon wachsenden Dämmerung.

Die Mahlzeit war kurz, wie Pescara es liebte. Victoria ließ es sich nicht nehmen, selbst dem Gemahl die Speisen vorzulegen, er aber rächte sich beim Nachtisch. Zwischen Eis, Früchten und Naschwerk erblickte er eine von seinem Zuckerbäcker kunstvoll geformte Mandelkrone. „Siehe da," scherzte er, „etwas für meine ehrgeizige Victoria!" Er bot sie ihr, deren Herz zu pochen begann.

Sie erhoben sich und betraten das Nebenzimmer, das eine schwebende Ampel gleichmäßig erhellte und in seinem noch frischen Schmucke schimmern ließ. An den Wänden liefen Kinder mit Blumenkränzen, während das Lattenwerk der Decke in seinen Feldern grau auf Goldgrund gemalte Heroenbüsten zeigte, eine willkürlich gewählte Gesellschaft, auf den vier ampelhellen Mittelfeldern: Aeneas, König David, Hercules und

Pescara. Das ganze Geräth war ein Ruhebette, dessen Rücklehne in ihrem Kastanienholze mit ausgebrochenen Lettern die Schrift trug: „Hier muß man plaudern."

„Wie kommt es," fragte Victoria, sich neben Pescara niederlassend, „daß mir der Connétable trotz seiner feinen Art einen unangenehmen Eindruck macht, daß er mich — gerade heraus gesagt — abstößt?"

„Der Arme!" scherzte Pescara. „Mars und Muse, Rauhheit und Anmuth, der garstige Leyva und die schöne Victoria fühlen sich gleicherweise von dem Capetinger beleidigt, der sich doch gegen Beide unsträflich benommen hat, wie ich bezeugen kann. Da muß sich etwas zwischen ihn und jeden Andern, wer es sei, einschleichen, und ich glaube wohl, dieser entstellende Dunst und verhäßlichende Nebel ist sein Verrath, oder welchen Namen man dem Abfall von seinem Könige geben will."

Eine leichte Bläße überzog das Antlitz Victorias.

„Verrath . . ." Pescara dehnte die zwei Silben des Wortes. „Es ist begreiflich, daß ein edles Weib diese Sünde verabscheut. Ob ich meinem Fürsten Treue breche oder meinem Freunde oder meinem ahnungslosen Weibe oder selbst meinem Mitschuldigen, alles das sind Spielarten derselben Gesinnung . . . Schon

dein finsterer und großer Dichter, aus welchem du deine Seele erneuerst, werthet den Verrath als die schwerste Schuld, da ja in seiner Giudecca sein Cerberus oder Lucifer in jedem der drei Rachen einen Verräther zermalmt. Den ersten weiß ich: es ist Jener, der den Heiland geküßt hat. Wer aber sind die zwei andern: die, welche Lucifer an den Füßen gepackt hält und die das Haupt nach unten schweben? Das ist mir in diesem Augenblicke nicht erinnerlich. Sprich doch die Stelle, du weißt ja die hundert Gesänge auswendig."

Victoria recitierte:

„Degli altri due, ch' hanno il capo di sotto,
Quel, che pende dal nero ceffo, è Bruto:
Vedi come si storce, e non fa motto:
E l'altro è Cassio, che par sì membruto."*

Behaglich plauderte der Feldherr weiter: „Dieser schweigend sich windende Brutus ist gut, doch — mit der schuldigen Ehrfurcht — den dürren Cassius, dessen Magerkeit Julius Cäsar fürchtete, wie kann ihn Dante musculös nennen? Ueberhaupt, Victoria, wie gefällt dir diese Speise des Cerberus?"

* Hier windet Brutus sich mit festem Schweigen,
Und aus dem dritten Maul hangt Cassius nieder,
An dessen Leib sich alle Muskeln zeigen.

Da antwortete Victoria tapfer: „Herr, die Mörder Cäsars gehören nicht in die Hölle. Hier tadle ich meinen Dichter.“

„Beileibe nicht!“ neckte Pescara. „Und doch, brav, meine Römerin! Treue ist eine Tugend, aber nicht die höchste. Die höchste Tugend ist die Gerechtigkeit.“

So schaukelte Pescara sein Weib über dem Abgrund und dem Geheimnis seiner Seele und hinderte sie, Fuß zu fassen, die mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens Boden suchte, den Sieg erstrebend, den zu erringen sie nach Novara geeilt war. Auf immer neuen Wegen verfolgte sie das Ziel, von welchem Pescara sie ferne hielt. Jetzt hatte sie die Eingebung, den größten lebenden Patrioten Italiens zu Hilfe zu nehmen.

„Ich mußte mich immer wundern, Pescara,“ sagte sie, „daß du, wie du bist, unter unsern Bildnern und Dichtern die lieblichen den gewaltigen vorziehst, den Ariost und Raphael dem erhabenen Dante und seinem späten, aber ebenbürtigen Bruder, dem Buonarotti — du selbst aber bist eine tiefe und verborgene Natur.“

„Eben darum, Victoria, wenn ich es bin. Die Kunst ist eine Ergötzung. Was aber deinen Michelangelo angeht, so mache mich nur nicht eifersüchtig auf

den Cyklopen mit dem zertrümmerten Nasenbein, da du ihn so sehr bewunderst."

Victoria lächelte. „Ich habe sein Angesicht nie gesehen und kenne nur seine Sistine."

„Die Propheten und Sibyllen? Diese habe ich vor Jahren auch betrachtet und aufmerksam, doch sind sie mir wieder verschwommen, bis auf ein paar Einzelheiten. Zum Beispiel der Mensch mit gesträubtem Haar, der vor einem Spiegel zurückbebt —"

„Worin er die Drohungen der Gegenwart erblickt," ergänzte sie erregt.

„Und dann die Karyatide, von einer ungeheuren Last zusammengedrückt, das kurze, viereckige, jammervolle Geschöpf! Das häßlichste Weib ohne Frage, wie du das schönste bist —"

„Eine Vergewaltigte, eine Unterjochte, eine Sclavin —"

„Nun tauchen mir auch die Propheten wieder auf: der kahle Sacharja, oder wer es sein mag, ein Bein oben, eines unten, der scheltende Hesekiel im Turban, Daniel schreibend, schreibend, schreibend. Auch die Sibyllen: die gekrümmte Alte mit der Habichtsnase, die glimmenden Augen in ein winziges Büchlein vertieft,

mit der Nachbarin, die sich Oel in die erlöschende Ampel gießen läßt, und, die schönste von allen, die Jugendliche mit dem delphischen Dreifuß. Alles in rasender Thätigkeit. Was soll dieser Sturm? Was predigen und weissagen Diese?“

Da rief Victoria in flammender Begeisterung, als säße sie selbst im Rathe der Prophetinnen: „Sie bejammern die Knechtschaft Italiens und verkündigen den kommenden Retter und Heiland!“

„Nein,“ urtheilte Pescara streng, „die Stunde des Heils ist vorüber. Nicht Gnade verkündigen sie, sondern das Gericht.“

Victoria erbebte, aber schon wieder war der strafende Ernst aus den Zügen Pescaras gewichen. „Verlassen wir jene prophetische Capelle,“ sagte er schmeichelnd, „und eine Kunst, die erschreckt und erschüttert. Mich aber darfst du nicht gemeint haben, da du von einem Heiland Italiens sprachest, obwohl ich freilich die Seitenwunde schon besäße,“ schloß er mit einem jener herben Scherze, welche ihm eigenthümlich waren.

Die ganze Zärtlichkeit Victoriens überquoll bei der Nennung jener Wunde, welche ihre Tage und Nächte beschäftigt hatte, bis ihr Pescara schrieb, sie habe sich

geschlossen. Das liebende Weib umschlang ihn mit der Linken und mit der Rechten strich sie ihm die röthlich blonden, vorne leicht gelockten Haare tief in die Stirn, so daß er im Ampellicht und in ihrer wonnigen Nähe ein ganz jugendliches Ansehen gewann.

Da überkam sie eine Erinnerung an einen zusammen verlebten, nicht allzufernen Tag. Es war in der Nähe von Tarent, auf einer ihrer Besitzungen. Dort hatten sie, freilich erst nach dem völligen Untergang einer sengenden Erntesonne, unter dem verglühenden Abendhimmel neben ihren noch rüstigen Schnittern zur Sichel gegriffen und sich Jedes seine Garbe gebunden. Wieder sah sie den Feldherrn lässig auf der seinigen liegen, während sie die Schnittermädchen, leicht improvisierend, eine neue Cantilene lehrte nach dem Muster der dort im Süden gebräuchlichen, die dann das junge Volk bis in die Nacht zu wiederholen nicht müde wurde. Jenen Abend brachte sie jetzt dem Feldherrn ins Gedächtnis.

Es freute ihn. „Weißt du jenes Liedchen noch?“ fragte er.

„Wie sollte ich?“

„Nun, es gab da einen Reim: Schnitter und Ci-

ther. Sonst sagte das Liedchen nichts weiter, als daß, wie auf dem Felde, auch im Himmel gesungen und die Garbe getragen werde. Das bescheidene Liedchen klingt vielleicht noch im Munde des Volkes, wenn ich und später auch du längst verstummt sind, und, aufrichtig, es gefällt mir besser als ein mir neulich übersendetes Sonett, in welchem du feierlich zu mir redest. Ruhig, Victoria! Es ist nicht von dir. Ich weiß, daß es nicht von dir ist.“

Sie loderte vor Zorn. „Wer erkühnt sich,“ rief sie aus, „meine Maske zu nehmen und in meinem Namen zu dir zu reden? Wer ist der Freche? Wo ist das Machwerk, daß ich es zerreiße!“

„O, das wäre schade. Es sind Verse, die dir keine Schande machen. Hier.“ Der Feldherr zog ein Blatt aus dem Busen. Sie entriß es ihm und trat unter die Ampel. Mit wogender Brust und hastigen Lippen begann sie:

„Victoria an Pescara.

Ich heiße Sieg, Pescara, und ich kröne
Mit Lorbeer deine Schlachten und Gefechte,
Doch wehe mir, wenn ich die Heimat knechte,
Mißbrauchend meines Namens stolze Töne.

Da ich mich dir vermählt in Jugendschöne,
Aus Römerblut und fürstlichem Geschlechte,
Gab ich dir in Italien Bürgerrechte
Und brachte dir die Liebe seiner Söhne.

Ich komme, Lohn zu fordern für ein Leben,
Nur dir geweiht in hellem Opferbrande!
Mein Held, was wirst du deinem Weibe geben?

Ich weiß die Geister, welche dich umschweben!
Zerschneidend mit dem Schwert Italiens Bande,
Belohnst du mich mit meinem Vaterlande!"

Nie verwandelte sich eine Stimmung seltsamer unter dem Eindruck eines Gedichtes: unmuthig hatte die Colonna das Blatt ergriffen, bald besänftigte sie sich, dann sprach sie innig und die letzten Zeilen jubelte sie hingerissen. Jetzt bekannte sie offen: „So bin ich und solches hoffe ich, wenn ich dieses auch nicht geschrieben habe!"

Pescara blickte spöttisch. „Das Sonett," sagte er „hat sich auf deinen Lippen wunderbar veredelt, aber es ist innerlich hohl und stammt aus einer niedrigen Seele. Liebe fordert keinen Lohn, Liebe giebt sich umsonst, Liebe rechnet nicht. Solches ist gemein. Nein, so kann Victoria nicht denken. Ein Miethling hat diese Verse gemacht, und ich weiß seinen Namen: seine un-

geheure Eitelkeit hat ihn gezwungen, die Maske frech zu lüften. Sieh her." Pescara wies mit dem Finger auf zwei winzige Buchstaben, ein P und ein A, in die untere rechte Ecke des Blattes gekritzelt. „Auch ein Göttlicher, wie er sich nennt! Ich sehe den Aretiner mit seinem Zeltgenossen, dem Giovanni Medici, dem zügellosesten Jüngling Italiens, weintriefend und witzereißend zusammensitzen und höre ihn lästern: „Glaube mir, Hans, es ist kein Leichtes, sich in die göttliche Victoria hineinzudenken!" Und ein faunischer Jubel. Der Aretiner lacht, daß er fast mit dem Stuhl überschlägt, er schüttelt sich, er lacht aus vollem Halse —"

„Bräche er ihn, der Schamlose!" schluchzte Victoria; denn Petrus Aretinus und sein Wesen waren schon damals weltkundig.

„Brav, meine Römerin!" begütigte Pescara. „In Einem aber hat er Recht, Geliebte: dein Vorname hat schon den Bräutigam begeistert. Es ist schön, mit dem Siege vermählt zu sein."

Aber die Colonna verstand keinen Scherz mehr. Sie war in den Tiefen ihrer Seele aufgewühlt, in den Wurzeln ihres Wesens erschüttert, voller Thränen und zugleich voller Gluth und Leidenschaft. „Doch in

dem Andern hat er Unrecht!“ redete sie heftig. „Ich weiß nicht, auf welchen Geist du lauschest, und mühe mich umsonst in deinem Herzen zu lesen! Du spielst mit deinem Weibe! Du umarmst mich und du drückst mich weg! Hast du Grausamer mich doch nicht einmal meine Botschaft ausrichten lassen, die ich dir bringen wollte in dem Jubel meines Herzens!“

„Weil ich sie errieth. Ich tadle den heiligen Vater, mein edles Weib zur Dienerin mißbraucht und dir, der Wahrhaften, eine Botschaft aufgelistet zu haben, eine Botschaft seiner und deiner unwürdig, voller Lüge und Sophismen, welche ich, in den nächsten Tagen schon, ihn nöthigen werde zu widerrufen und zu verleugnen. Die Heiligkeit giebt mir Neapel, wenn ich es erobere, und absolviert mein Gewissen, wenn ich es abstumpfe. Ich aber glaube nicht an ein solches Binden und Lösen, nicht in weltlichen Dingen, weder ich noch irgend ein Anderer mehr, und,“ sagte er höhnisch, „auch in geistlichen nicht. Das ist vorbei, seit Savonarola und dem germanischen Mönche.“

„Und mein Italien, das du wie ein Magnet anziehst, lässest du es an dir scheitern? Achtest du es für nichts? Verachtest du es?“ schrie Victoria verzweifelnd.

Der Feldherr erwiderte sanft: „Wie dürfte ich ein Volk verachten, das mir dich gegeben hat? Aber ich will dir nicht verhehlen: Italien redet umsonst, es verliert seine Mühe. Ich kannte die Versuchung lange, ich sah sie kommen und sich gipfeln wie eine heranrollende Woge, und habe nicht geschwankt, nicht einen Augenblick, mit dem leisesten Gedanken nicht. Denn keine Wahl ist an mich herangetreten, ich gehörte nicht mir, ich stand außerhalb der Dinge."

Victoria entsetzte sich. „Wie? Bist du kein Mensch? Bist du ein Geist ohne Fleisch und Blut? Betrittst du den Boden nicht, über den du wandelst?"

„Meine Gottheit," antwortete er, „hat den Sturm rings um meine Ruder beruhigt."

Da flehte Victoria: „Deine Gottheit?" und sie umschlang ihn mit beiden Armen, „ich lasse dich nicht, du nennest mir denn deinen Gott!"

Pescara löste sich sachte und erwiderte mit schmerzlichen Augen: „Wenn du es verlangst, aber komm mit mir in den Garten, ich muß Luft schöpfen."

Da sie auf die Terrasse traten, standen alle Sterne über ihnen, und drüben im alten Schlosse erblickten sie noch ein einsames Licht von irdischer Farbe. „Dort,"

sagte sie mitleidig, „ist der Kanzler schlummerlos und verzehrt sich in Angst und Hoffnung.“ „Ich glaube nicht,“ versetzte Pescara, „eher hat er sich mit einem Muthwillen oder einer Nichtswürdigkeit in den Schlaf gelesen und seine niederbrennende Ampel leuchtet den Wänden.“ Er hatte es errathen. Nach qualvollen Stunden hatte sich Morone mit einem Catull eingeschläfert.

Der Feldherr nahm seinen Weg nach dem Boskette mit den weißen Marmorbänken, wo er zu ruhen pflegte. Sie saßen unter dem dunkeln Laubdache, Hand auf Hand.

Da flüsterte Victoria: „Nun rede!“ Der Feldherr aber schwieg.

Tritte nahten und eine andere Bank füllte sich mit Geflüster. „Steht es wirklich so mit dem Feldherrn, Moncada? Ich habe Mühe es zu glauben.“

„Auch ich glaube es noch nicht, Leyva, aber ich forsche. Erlange ich Gewißheit, so trete ich hervor und wir handeln. Der König darf sein Heer in Italien nicht verlieren.“

„Ihr meint?“

„Du ziehst deine Truppen zusammen und wir verhaften ihn.“

„Er wird sich zur Wehre setzen.“

„Dann fällt er.“

„Und die Majestät?“

„Besorge nichts, die Majestät bedarf unser, wir beherrschen sie. Verweigerst du mir deine Hilfe, so muß ich ihn durch eine gedungene Hand tödten lassen. Kann ich auf dich zählen?“

„Ihr dürft . . . eine schwere That . . .“ Da zog ihn der Andere fort. „Mir ist,“ sagte er, „ich habe hier athmen hören.“

Wirklich, die feuchte Nachtluft drückte den lauschenden Feldherrn und benahm ihm den Athem. Er keuchte leise. Jetzt sagte auch er: „Gehen wir. Thau fällt und Verderben brütet in der Luft.“ Sie drängte sich an ihn.

Drei Hornstöße ertönten, vom alten Schlosse her.

„Ein Courier. Ich werde heute noch zu lesen haben.“

„Ferdinand,“ flehte sie, „du bist umlauert. Du wirst dem Kaiser verdächtig. Du bist verloren! Wirf dich Italien in die Arme! Da ist dein Heil und deine einzige Rettung!“

„Ich fürchte nichts,“ sagte er. „Der Weg ist dunkel, aber meine Zuflucht ist offen.“

Jetzt standen sie in der kleinen Halle des Landhauses, und Pescara weckte den auf einem Schemel schlummernden Ippolito. „Geh hinüber," befahl er, „und bringe, was eben angelangt ist." Dann sagte er zu Victorien: „Ich meine, es ist von Madrid, vielleicht eine Zeile der Majestät selbst, die mir zuweilen schreibt, ohne das Wissen ihrer Minister. Ich bin doch begierig."

Jetzt schlug die Thurmuhr des alten Schlosses Mitternacht, müde und zitternd, mit so weit ausholenden Schlägen, daß je zwischen zweien ein Leben Raum zu haben schien. Der zwölfte Schlag — unwiderruflich.

Ippolito kratzte an der Thür und brachte ein Packet, das der Feldherr öffnete. Es enthielt, neben einigen andern Briefschaften, einen kaiserlichen Erlaß, welcher den Marsch auf Mailand guthieß und den Oberfeldherrn bevollmächtigte, in der genommenen Stadt durchaus nach seinem Ermessen und gemäß den Umständen zu verfahren.

„Alles?" fragte Pescara.

Da bog der Knabe ehrfürchtig das Knie, überreichte ein Briefchen, welches er dem Courier mit Noth abgerungen hatte, und entfernte sich. Es war überschrieben: „In die eigenen Hände des Marchese."

„Vom Kaiser," sagte Pescara und öffnete. „Da, Victoria, lies vor. Er schreibt so kritzlig." Sie gehorchte. Es war nicht viel, wenige Zeilen, und lautete:

„Mein Pescara!

Ich bin es, der diese Vollmacht durchgesetzt hat gegen meine Minister. Ihr habet viele Feinde. Hütet Euch vor Moncada. Ich aber bin gläubig an Euch, denn ich habe für Euch gebetet und sah einen Engel, der Euch an der Hand hielt. Ich traue. Ich euer König."

Pescara lächelte mühsam. „Karl traut zu leicht," sagte er. „Das könnte ihn zu Schaden bringen mit einem Andern, als ich bin. Aber — seltsam — er hat meinen Genius erblickt."

„Jetzt nenne mir deine Gottheit!" flehte Victoria. „Ich beschwöre dich, Pescara, nenne sie mir!"

„Ich glaube, da ist sie selbst," keuchte er heiser. Immer schwerer begann er zu athmen, er stöhnte, er ächzte, er röchelte. Ein furchtbarer Krampf beklemmte seine Brust. Er sank, mit der Hand nach dem gepeinigten Herzen langend, auf die Ottomane und rang nach Athem. Da kniete sich Victoria neben ihn nieder, hielt und stützte ihn mit ihren Armen und litt mit ihm. Sie wollte Ippolito rufen und den Knaben nach seinem

Großvater dem Arzte schicken, er verbot es mit einer Gebärde. Endlich entschlummerte er, aufs tiefste erschöpft, nachdem Victoria geglaubt hatte, er stürbe ihr. Da sie sich der Thränen gesättigt, entschlummerte auch sie, auf den Knieen liegend, das Haupt in seinem Schoße. Dann erlosch die Ampel.

Fünftes Capitel.

Als Victoria erwachte, lag ihr Haupt auf einem leeren Pfühle, und durch das geöffnete Fenster strömte die Morgenluft. Sie sprang auf, den Gatten zu suchen, und fand ihn, der die Terrasse auf und nieder schritt und den der Schlummer erfrischt und wie neu belebt hatte. Sie wurde ungläubig an den nächtlichen grausamen Kampf in ihren Armen, er war ihr wie ein Traum.

Da begann Pescara: „Gestern, liebe Herrin, habet Ihr mich um den Namen meines Genius befragt und mir bangte ihn vor Euch auszusprechen. Endlich hättet Ihr mir mein Geheimnis fast entrissen, denn es ist schwer, einem geliebten Weibe etwas vorzuenthalten. Da erschien er selbst und berührte mich. Ihr kennet ihn nun und der gefürchtete Name bleibe unausgesprochen. Keine Thränen! Ihr habet sie gestern vergossen. Sondern saget mir jetzt, wohin wünschet Ihr

Euch zu begeben, während ich das Heer des Kaisers gegen Mailand führe?"

„Wie konntest du es mir so lange verbergen, Ferdinand?"

„Zuerst — nicht lange — verheimlichte ich es mir selbst . . . doch nein, ich wußte mein Los schon am Schlachtabend von Pavia. Mit jener blutigen Wintersonne bin ich untergegangen. Meines Zieles und meiner gezählten Tage gewiß, wie hätte ich die deinigen vorzeitig verfinstern dürfen? Du sagtest mir zuweilen, es sei grausam, eine süß Schlummernde zu wecken, und littest es nicht. Ich aber bin nicht grausam."

„Du bist es," erwiderte sie, „sonst hättest du mich nicht so bitter getäuscht, sondern mich gerufen und dich von mir pflegen lassen."

„Niemand durfte darum wissen," sagte er.

„Und dein Arzt? Der mußte es wissen und ich zürne ihm, daß er mich belogen hat, da ich an ihn schrieb und ihn beschwor, mir die Wahrheit zu sagen!"

„Der arme Numa!" sagte der Feldherr. „Er ist schon unglücklich genug, daß er mich nicht heilen kann. Er rieth mir damals eine lange Ruhe auf Ischia, ich

aber sagte ihm: es ist umsonst. Doch wozu dies Alles? . . . Wohin gedenkst du zu gehen, Victoria?"

„Nein, Ferdinand, sprich! Verheimliche mir nichts mehr!"

„Es ist umsonst, sagte ich ihm, die Lunge ist durchbohrt und das Herz leidet. Friste mich, Numa! Ziehe mich hinaus, in den Sommer, in den Herbst, bis zu den ersten Flocken! Soviel Zeit brauche ich, meinen Sieg zu vollenden. Und vor allem, sagte ich, halte reinen Mund! Niemand erfahre unser Geheimnis! Es würde die Kräfte des Feindes verdreifachen und mich und mein Heer verderben. Noch einmal, schweige! Ich will es! gebot ich ihm . . . Und ich habe das Leben geheuchelt, so gut, daß mir Italien den Brautring bot!" Er lächelte. „Und ich werde noch ein Mal zu Pferde sitzen! Du aber, Victoria, gelobst mir — doch kein Gelübde, du thust es mir zu Liebe — nicht ungerufen mir nachzueilen durch die Staubwolke meines Marsches und über blutgetränkte Felder. Auch würdest du dem Kriegsvolke zu spotten geben, nicht über dich, gut und schön wie du bist, sondern über den verhätschelten Feldherrn. Also du bleibst. Aber wo? Hier?"

Victoria besann sich, trostloses Leid in den Zügen.

Dann sagte sie: „Gestern, wie ich herritt, kam ich, schon im Weichbilde der Stadt, an einem kleinen Frauenkloster vorüber. Es heißt, wie ich erfuhr, Heiligenwunden. Dort will ich deines Rufes harren, Buße thun und für deine Genesung beten.“

„Für meine Genesung?“ lächelte er. „Thue das. Auch wirst du dich in Heiligenwunden nicht langweilen; das Kloster, höre ich, hat herrliche Stimmen und ist berühmt wegen seines Chorgesanges. Reiten wir hin, bald, jetzt da es frisch und der Staub der Heerstraße noch nicht aufgewühlt ist.“ Er ging leichten Schrittes durch den Park nach dem alten Schlosse hinüber, um satteln zu lassen.

Victoria folgte mit langsamen Schritten, und da sie Numa den Arzt erblickte, der sich nach der Nacht des Feldherrn zu erkundigen kam, ging sie auf ihn zu mit schmerzlich bewegter Miene: sie wollte ihm vorwerfen, daß er ihr die Wirklichkeit verhehlt, und zugleich ihn beschwören, mit den letzten Mitteln und Geheimnissen seiner Kunst das geliebte Leben zu fristen. Da aber der Arzt die Colonna kommen sah, streckte er in dem Gefühle seiner Ohnmacht die zitternden Hände abwehrend gegen sie aus, als flehe er: Schone

meiner, ich vermag nichts! Sie verstand die Gebärde und ging ihres Weges, an Ippolito vorüber, der das Knie vor ihr bog und den sie nur nicht gewahr wurde, zum großen Herzeleid des Knaben.

Im Schloßhofe fand sie den schwer und kostbar geschirrten Rappen Pescaras und ihren ebenfalls gesattelten falben Berber. Der Feldherr hob sie zu Pferde und sie ritten unter grüßendem Trommelwirbel über die sich senkende Zugbrücke hinaus in die unabsehbaren Reisfelder der lombardischen Ebene. Ihnen folgte in gemessener Entfernung ein Reitknecht des Pescara, ein von südlicher Sonne geschwärzter Calabrese, und auf einem Maulthier die römische Zofe Victorias.

Hinter den Reisenden verhallten im Schloßhof die ungehörten Hilfrufe des vergessenen Kanzlers. Er war aus schlimmen Träumen erwacht und schon in der Frühe durch die Gärten geirrt, immer wieder an Mauern und Wälle gelangend, hier von deutschen, dort von spanischen Wachtposten beobachtet. Die Schwaben ergötzten sich weidlich an seinem ausschweifenden Gebärdenspiel, während die Spanier einverstandene schadenfrohe Blicke tauschten: sie zweifelten nicht, der Feldherr habe den Minister des Feindes in die Falle ge-

lockt, und versprachen sich, ihn morgen, wenn er dem Heere nachgeschleppt würde, nach Herzenslust zu quälen und gründlich auszuplündern. Endlich war er in das Rondell gekommen und erschöpft auf dieselbe Bank gesunken, wo er gestern den schlummernden Pescara gefunden und belauscht hatte. Da vernahm er den Salut der Thorwache, rannte nach dem Schloßhof und wollte über die Brücke nachstürzen. Von dem Posten mit vorgestreckten Hallebarden empfangen, sah er jammernd den Feldherrn und Victoria in den Dunst der Ferne entschwinden.

Es war nach einem leuchtenden ein trüber Tag. Kein Windhauch und nicht der leiseste Versuch einer Wolkenbildung. Keine Lerche stieg, kein Vogel sang, es dämmerte ein stilles Zwielicht wie über den Wiesen der Unterwelt. Das Frauenkloster wurde sichtbar und vergrößerte langsam seine friedlichen Mauern. Freilich ritten die Beiden fast nur im Schritte, die verwittwende Victoria in tiefem Schweigen, während, durch einen wunderbaren Gegensatz, das Gedächtnis des jetzt ausruhenden Feldherrn auf leichten und liebenden und inbrünstigen Schwingen in die Jugend zurückkehrte und die an seiner Seite Trauernde wieder in die reizenden

und rührenden Gestalten des knospenden Mädchens und der zärtlichen Braut verwandelte. Er enthielt sich nicht sie an kleine Dinge jener glücklichen Tage zu erinnern, aber er gewann ihrer Kümmernis kein Lächeln ab. Er war seines lastenden Geheimnisses ledig, dessen Bitterkeit sie jetzt auf einmal und in vollen Zügen kostete.

Nun waren sie schon so nahe, daß sie Chorgesang im Kloster vernahmen. „Was singen sie dort?“ fragte er gleichgültig. „Ich meine, ein Requiem,“ sagte sie.

Wie sie vor dem Kloster abstiegen, da siehe trat ihnen aus der Pforte die Aebtissin entgegen, hinter sich zwei bescheidene Nonnen. Sie mochte irgend ein Kind in das hohe Reis auf die Lauer gelegt haben, das nun auf schnellen nackten Füßen vorausgelaufen war. Die Aebtissin hatte die Ankunft Donna Victorias in Novara schon gestern in Erfahrung gebracht und sich gleich geschmeichelt, die gottesfürchtige und leutselige Frau werde Heiligenwunden nicht unbesucht lassen, denn das Kloster besaß neben den geschulten Stimmen seines Chores noch eine größere Auszeichnung: die mystische und täglich sterbende Schwester Beate, welche die blutigen Male an ihrem kranken und abgezehrten

Leibe trug. Die unternehmende und beherzte Aebtissin hatte sich vorgenommen von der Colonna, der sie Macht über den Gatten zutraute, den Nachlaß einer schweren Kriegssteuer zu erbitten, welche der gottlose und habgierige Feldherr — dieses Rufes genoß Pescara bei der italienischen Klerisei — zuwider den kanonischen Sätzen und gegen alle Billigkeit auf die Güter des Klosters gelegt hatte. Daß aber der Feldherr, der es vermied eine christliche Stätte zu betreten, Madonna Victoria begleiten würde, war der Aebtissin nicht im Traume eingefallen.

Sie begrüßte, eine angenehme Frau mit dunkeln, klugen Augen und blassen, gefälligen Zügen, das hohe Paar in wenigen gewählten Worten. Dann schwieg sie aufmerksam, die Rede Pescaras erwartend, dessen edle Erscheinung ihr Eindruck machte.

„Ehrwürdige,“ begann der Feldherr, „Donna Victoria wünscht während des Feldzuges, den ich morgen beginne und dessen Dauer ich auf eine Woche berechne, ein paar ruhige und fromme Tage hier in eurem Convente zu genießen, bis ich sie nach Mailand rufen werde, nach vollendetem Kampfe. Habet Ihr ein schickliches Gemach zu vergeben?“

Rasch erwiderte die Aebtissin, das ihrige stehe zu Gebote.

„Ich verlange eine einfache Zelle wie die der geringsten Schwester, mit dem gewöhnlichen Geräthe,“ sagte Victoria, deren Blässe die Aebtissin befremdete. Aber sie schrieb dieselbe der begreiflichen Sorge um den zu Felde ziehenden Gatten zu.

„Wenn sich Donna Victoria eingerichtet hat,“ schloß Pescara, „werde es mir gemeldet. Ich habe noch mit ihr zu sprechen, und bitte Clausur und Zelle betreten zu dürfen. Ausnahmsweise, da ich dem Kloster wohlwill. Ihr findet mich in der Kirche.“ Er verneigte sich und schritt auf diese zu.

Victoria fragte, was die Nonnen gesungen hätten, und erhielt die Antwort: „Ein Requiem. Für die junge Julia Dati, die Enkelin unsers greisen Arztes, welche in Rom gestorben ist.“ Dann folgte sie der Aebtissin, während die beiden Nonnen zugeflüsterte Befehle auszurichten gingen.

Indessen durchmaß der Feldherr, ohne das Haupt zu entblößen oder irgend eine der üblichen Devotionen zu verrichten, die Länge der Kirche mit festem Gange, die Arme über dem Panzer kreuzend. Er hatte sich,

da er auf dem Heimritte seinen in Novara feldmäßig einrückenden Truppen begegnen mußte, leicht behelmt und beharnischt, und schritt wie ein Held und Herrscher auf der Stätte des Gebetes und der Demuth.

„Nein," sprach er zu sich mit geschlossenem Munde, „es sei heute das letzte Mal. Ich will von ihr Abschied nehmen als ein Lebender. Ich will es ihr ersparen, mich leiden zu sehen. Sie soll mich wiederfinden, wenn ich ruhe."

Sich allein glaubend, wurde er durch das Gitter des Chores belauscht. Diesen hatten die Nonnen wieder betreten, auf das Geheiß der Aebtissin, denn Pescara sollte die Stimmen ihres Klosters hören. Selbst die mystische Beate war gekommen und vereinigte ihren schwärmerischen Blick mit demjenigen vieler feurig braunen oder schwarzen Augen, welche die Heldengestalt verschlangen. Alle versammelten Himmelsbräute priesen die Colonna selig und beneideten ihre irdische Lust, während die glücklich Geglaubte nicht ferne davon in einer Zelle mit gerungenen Händen verzweifelte. Auch Schwester Beate erlag der Versuchung diesen stolzen Herrn der Welt zu bewundern, überwand sich aber tapfer und flehte den Himmel inbrünstig an, der

Colonna zum Heil ihrer Seele ihren Abgott zu entreißen. Aber diese heftigen Gefühle wichen dem harmloseren der Eitelkeit. Nach dem Geflüster einer kleinen Berathung und einem leisen Räuspern intonierten die Schwestern jubelnd ihr Prachtstück, ein Tedeum, das sich auch für den Sieger von Pavia besser eignete als irgend eine andere Prosa oder Sequenz.

Und er hätte wohl gelauscht, aber er stand regungslos, wie gebannt vor dem gekreuzigten und schon entseelten Christus eines großen Altarbildes, dessen helle Farben noch in voller Frische leuchteten. Doch es war nicht das göttliche Haupt, das er beschaute, sondern er betrachtete den Kriegsknecht, der seine Lanze in den heiligen Leib stieß. Dieser war offenbar ein Schweizer; der Maler mußte die Tracht und Haltung eines solchen mit besonderer Genauigkeit studiert oder frisch aus dem Leben gegriffen haben. Der Mann stand mit gespreizten Beinen, von denen das linke gelb, das rechte schwarz behost war, und stach mit den behandschuhten Fäusten von unten nach oben derb und gründlich zu. Kesselhaube, Harnischkragen, Brustpanzer, Arm- und Schenkelschienen, rothe Strümpfe, breite Schuhe, nichts fehlte. Aber nicht diese Tracht, die er zur Genüge kannte,

fesselte den Feldherrn, sondern der auf einem Stier-
nacken sitzende Kopf. Kleine, blaue, krystallhelle Augen,
eingezogene Stumpfnase, grinsender Mund, blonder,
krauser Knebelbart, braune Farbe mit rosigen Wangen,
Ohrringe in Form einer Milchkelle, und ein aus Red-
lichkeit und Verschmitztheit wunderlich gemischter Aus-
druck. Pescara wußte gleich, mit dem Gesichtergedächt-
nis des Heerführers, daß er diesen kleinen, breitschul-
trigen, behenden Gesellen, dessen schwarzgelbe Hose den
Urner bedeutete, schon einmal gesehen habe. Aber wann
und wo? Da schmerzte ihn plötzlich die Seite, als em-
pfinge er einen Stich, und jetzt wußte er auch, wen
er da vor sich hatte: es war der Schweizer, der ihm
bei Pavia die Brust durchbohrt. Kein Zweifel. Den
Lanzenstoß des neben ihm an die Erde Geduckten em-
pfangend, hatte er einen Moment in dieses krystallene
Auge geblickt und diesen Mund vergnüglich grinsen ge-
sehen. Nach der Erkennung machte das unerwartete
Wiederfinden auf den Feldherrn weiter keinen Eindruck
und mit freundlicher Miene fragte er die Aebtissin, die
jetzt neben ihm stand, um ihn zu Donna Victoria ab-
zuholen, wer das gemalt hätte. Sie antwortete, die
Augen flüchtig niederschlagend: „Zwei Mantovaner, be-

gabte junge Leute, aber von bedenklichen Sitten, die das Kloster gerne wieder scheiden sah."

Da Pescara die Zelle öffnete, sah er Victoria auf den Knieen liegen. Eine Weile schaute er schweigend, als wolle er nicht stören, durch ein Fenster des gekuppelten Rundbogens, in dessen Brüstung er sich gesetzt hatte, auf Rasenhügel und Grabkreuze, endlich fragte er: „Was thust du, Victoria?"

„Buße," sagte sie.

„Für wen?"

Sie erhob sich und antwortete mit noch gefalteten Händen: „Ich thue Buße für mich und Euch und Italien. Für dieses seiner stolzen Frevel und ungewöhnlichen Sünden wegen, an denen es zu Grunde gehen wird, da Ihr der Einzige waret, der es retten konnte. Für mich, weil ich gekommen bin, Euch in Versuchung zu führen. Für Euch, da Ihr diese Erde verlassen wollet. Ich habe gebetet für euer unvergängliches Theil, aber der Himmel" — sie schüttelte traurig das Haupt — „hat mich noch nicht erhört."

Er zog sie auf die Bank der Fensterbrüstung und nahm sie bei der Hand, wie der Bruder die Schwester. Eine Lust sich hinzugeben überkam ihn, sei es weil das

Geheimnis zwischen ihm und seinem Weibe weggenommen war, oder in dem unbewußten Wunsche das letzte Beisammensein zu verlängern.

„Kleingläubige," begann er heiter, „überlasse mich meinem dunkeln Beschützer! Als ein Knabe glaubte ich mit der Mutter, die eine Heilige war, an das, was die Kirche verheißt; jetzt sehe ich rings das Fluthen der Ewigkeit. Der Todesengel war mir nahe, schon in meiner ersten Schlacht, da, von ihm bezeichnet, mein Zeltgenosse — dein Bruder, Victoria — lautlos, eine Kugel im Herzen, zusammenbrach. Ich habe ihm manche Hekatombe geschlachtet, und auch er hat mich oft, fast auf jeder Wahlstatt, grüßend berührt; denn es scheint, ich bin verwundbarer als Andere. Aber Zeit hat es gebraucht, bis ich den Schnitter lieben lernte. Noch in den Wochen nach Pavia, da ich wußte, daß er mich erwählt hatte, habe ich mich gegen ihn gesträubt und aufgebäumt und empört wie ein trotziger Jüngling. Allmählig aber ahnte ich und jetzt bin ich gewiß, daß er die rechte Stunde kennt. Der Knoten meines Daseins ist unlösbar, er zerschneidet ihn."

Die bleiche Victoria hing an seinen Lippen und staunte mit starren Augen, als sehe sie den herrlichsten

Palast brennen und von der lodernden Flamme jeden Säulenknauf beleuchtet.

„Ich sage dir, Weib," fuhr er fort, „mein Pfad versinkt vor mir! Ich gehe unter an meinen Siegen und an meinem Ruhme. Wäre ich ohne meine Wunde, dennoch könnte ich nicht leben. Drüben in Spanien Neid, schleichende Verleumdung, hinfällige und endlich untergrabene Hofgunst, Ungnade und Sturz; hier in Italien Haß und Gift für den, der es verschmäht hat.

Wäre ich aber von meinem Kaiser abgefallen, so würde ich an mir selbst zu Grunde gehen und sterben an meiner gebrochenen Treue, denn ich habe zwei Seelen in meiner Brust, eine italienische und eine spanische, und sie hätten sich getödtet. Auch glaube ich nicht, daß ich ein lebendiges Italien hätte schaffen können. Zwar es trägt die strahlende Ampel des Geistes, doch es hat sich aufgelehnt in der unbändigen Lust eines strotzenden Daseins gegen ewige Gesetze. Es büße, du hast es gesagt, Victoria; in Fesseln leidend, lerne es die Freiheit. Dieses spanische Weltreich aber, das in blutrothen Wolken aufsteigt jenseits und diesseits des Meeres, erfüllt mich mit Grauen: Sclaven und Henker. Ich spüre die grausame Ader in mir

selbst. Und das Entsetzlichste: ich weiß nicht, welcher mönchische Wahnsinn! Dein verderbtes Italien aber ist wenigstens menschlich."

Victorias Augen verklärten sich, da sie sah, daß Pescara Italien liebte. „Du hättest ihm Freiheit und Freiheit ihm Tugend gegeben!" rief sie, doch Pescara fuhr fort, als hätte er nicht gehört: „Nun aber bin ich aus der Mitte gehoben, ein Erlöster, und glaube, daß mein Befreier es gut mit mir meint und mich sanft von hinnen führen wird. Wohin? In die Ruhe. Und jetzt laß uns scheiden, Victoria." Er wollte ihr die Thränen vom Auge küssen, fand aber den zärtlichsten Mund, der ihm entgegenkam.

„Noch eines," sagte er. „Laß die Welt über mich urtheilen, wie sie will. Ich bin jenseits der Kluft. Lebe wohl! Begleite mich nicht! Besuche mich in Mailand, aber nicht, bevor ich rufe!"

Victoria versprach, um nicht Wort zu halten.

Da Pescara sich bei der Aebtissin verabschiedete, brauchte sie ihr Anliegen gar nicht auszusprechen. Der Feldherr gewährte den Nachlaß der Kriegssteuer als ein selbstverständliches Gegengeschenk für die seinem Weibe gegebene Herberge. Ueber dieses Ende einer

ökonomischen Bedrängnis und eines schmalen Tisches ward eine solche Freude im Kloster, daß die Schwestern zu Ehren ihres Gastes die Tafel mit den ausgesuchtesten Leckerbissen besetzten. Doch Victorias Platz blieb leer.

Sachte ritt Pescara, von den Segnungen des Klosters begleitet, gegen die Thürme der Stadt zurück. Sein feuriger Rappe wunderte sich über den gemessenen Gang. Die auf der Ebene gellende Feldmusik und die überall marschierenden Truppen verriethen ihm den Beginn eines Feldzuges. Er schnoberte, als wittere er schon den Pulverdampf, und schritt stolz, als trage er den Sieg.

Abschied ist schwer, dachte der Feldherr, ich möchte ihn nicht wiederholen. Noch einmal hatte sich das Leben an ihn gedrängt und er das Beste des Daseins, Schönheit und Herzenskraft, in den Armen gehalten. Der Jüngling war in ihm aufgelodert und wenige Augenblicke, nachdem er Victorien so erbaulich zugeredet, lehnte er sich auf gegen die Vernichtung. Das edle Blut, das in den sterblichen Adern rinnt, die Thatkraft, empörte sich gegen den ewigen Frieden. Ein Zorn blitzte auf in seinen hellen grauen Augen gegen

seinen Mörder, den er im Bilde wiedererblickt, und er schlug mit der gepanzerten Rechten gegen seine Brust, als zerdrücke er darauf die Wespe, die ihn gestochen hatte. Jetzt wieherte auch der Rappe und setzte sich in kurzen Galopp, von dem Feldherrn unwissentlich mit der Ferse berührt oder so verwachsen mit ihm, daß er seinen Unmuth mitfühlte.

In dieser Stimmung gewahrte Pescara auf einem nahen Reisfelde die wechselnden Stellungen eines tollen Kampfes, welcher dasselbe zerstampfte. Ein Einzelner wehrte sich verzweifelt gegen eine Uebermacht. Der zerlumpte kleine Kerl in gelben und schwarzen Fetzen focht wüthend mit seiner Speerhälfte wider ein Dutzend Spanier. Zweie hatte er hingestreckt, wurde jetzt aber von den übrigen überwältigt, und schon saß ihm eine Schwertspitze an der Kehle, als der auf ihm knieende Spanier von einem andern zurückgerissen wurde, welcher auf den heransprengenden Feldherrn deutete.

Pescara winkte und der Trupp mit dem Gefangenen folgte ihm unter eine mächtige Eiche, die an der Landstraße stand, weitum der einzige Baum in der schwülen Ebene. Der Feldherr stieg ab und lehnte sich an den bemoosten Riesenstamm. Seine Brust keuchte

von dem raschen Ritt und es kam ihm gelegen, sie zu beruhigen, Rast haltend unter dem Vorwand eines Verhöres.

Der spanische Wachtmeister berichtete: sie hätten einen Schweizer durch das Getreide laufen sehen, wohl einen Versprengten von Pavia, welcher bislang sich irgendwo untergeduckt, und ihn gehascht, da es möglicherweise ein mailändischer Spion sei. Seinen Vortrag beendigend, blickte der spanische Spitzbart zu einem starken Aste auf, welchen die Eiche wagrecht hervorstieß.

Pescara deutete die Spanier weg, die sich in einiger Entfernung wachehaltend vertheilten, und musterte dann den Schweizer vom Wirbel zur Zehe. So verrostet der Harnisch und so zerlumpt das schwarzgelbe Unterkleid war, erkannte er doch gleich die Tracht des Klosterbildes und nicht minder die glitzernden Aeuglein und jetzt, wahrhaftig, verzog der vor ihm Stehende sein Gesicht zu jenem lächelnden Grinsen, sei es aus Angst, sei es weil auch er sich den Feldherrn ins Gedächtnis zurückrief.

„Heb' auf und gieb,“ befahl dieser und zeigte auf den Lanzenstumpf, welchen einer der Kriegsknechte zu

den Füßen des Gefangenen geworfen hatte als Beweisstück für die Verwundung seiner Kameraden. Es war eine vordere Spießhälfte, deren Spitze blutete. Der Schweizer gehorchte, und der Feldherr betastete prüfend die Spitze mit dem Finger; dann warf er den Stummel weg.

„Wie heißest du?“ fragte er.

„Bläsi Zgraggen aus Uri,“ war die Antwort.

Der Feldherr verzichtete darauf, diesen unmundlichen Geschlechtsnamen zu wiederholen, der von dem zerrissenen Kamm eines Schweizergebirges zu stammen schien, und bediente sich des Vornamens, welchen er italianisierte. „Biagio,“ sagte er, „du hast mir zwei Leute verwundet; ich denke, ich lasse dich hier aufknüpfen.“

Bläsi Zgraggen versetzte trotzig: „Lasset Ihr mich henken, so ist es weniger wegen dieses letzten Handels, sondern eher weil ich —“

„Schweig'!“ gebot der Feldherr. Er konnte sich rächen, indem er dem Kriegsrechte freien Lauf ließ, aber eine solche Rache weder sich selbst noch seinem Opfer eingestehen. „Wie bist du hier zurückgeblieben?“ fragte er.

Zgraggen, der ein geläufiges Lombardisch sprach, begann herzhaft: „Auf dem Felde von Pavia wurde ich gewundet und niedergeritten und lag, den geknickten Spieß neben mir. Nächtlicherweile schleppte ich mich dann den Bergen zu, hungernd und bettelnd. Herr, sehet Ihr rechts von den zwei Pappeln das lange rothe Dach? Dort haust die Narracivallia mit ihrem Manne. Dieser dingte mich zur Feldarbeit — bis sich der Krieg verzogen hätte, jetzt käme ich doch nicht über die Grenze. Hernachmals machte mir die Narracivallia Augen. Da erschienen mir im Schlaf der Vater und die beiden Großväter, die mir Alle noch daheim leben, wenn auch die Ahnen in großer Schwachheit. Zuerst kam der Vater, hob den Finger und sagte: „Nimm dich in Acht, Bläsi!“ Dann kam der väterliche Ahn, faltete die Hände und sagte: „Denk' an deine Seele, Bläsi!“ Zuletzt kam der mütterliche Ahn, zeigte die Thür und sagte: „Lauf, Bläsi!“ Da schoß ich auf und suchte meine Kleider. Freilich meine seidenen Handschuhe und meinen gekettelten Kragen hatte mir die Narracivallia abgeschwatzt, um damit in der Kirche Staat zu machen. Ich war nur noch meines halben Verstandes mächtig und verlor auch diesen, da ich im

Morgenlicht bei Heiligenwunden eintrete zum englischen Gruß und — denket Euch meinen Schrecken — mich selber erblicke wie ich leibe und lebe und Gott ersteche!"

„Ei," lächelte Pescara.

„Ein Schelmstück!" zürnte Zgraggen. „Wisset, Herr, ein paar Pinsler hatten sich zeither mit ihrem Zeuge da herumgetrieben und ließen sich einmal in der Meierei ein Glas Milch geben. Der Eine faßt mich ins Auge. „Da haben wir, den wir brauchen," sagt er und beschaut mein Schwarzgelb. „Mann, holt euern Spieß und Harnisch." Ich thue ihm den Willen. Jetzt heißt mich der Pinsler die Beine spreiten, spreitet sie gleichfalls und reißt mich ab auf ein Stück Leinwand. Dann versprachen mir die Spitzbuben mein Conterfei zu hohen Ehren zu bringen, ich aber stehe in Heiligenwunden und steche in den Salvator!"

Der Feldherr empfand ein gewisses Wohlwollen für den ehrlichen Gesellen. „Nimm," rief er in einer seltsamen Laune und streckte dem Urner seinen vollen Beutel entgegen. Dieser nahm ihn mit der Rechten und ließ die Goldstücke zählend in die Linke gleiten, ernsthaft und bedächtig. Dann schob er die Ducaten in die Tasche und wollte den Beutel dem Feldherrn zurückstellen.

„Behalte! Er hat goldene Schleifen!“

Der Urner schickte den Beutel den Ducaten nach. „Wo stellet Ihr mich ein, Herr?“ fragte er. Er konnte sich nichts denken, als daß ihn Pescara geworben und ihm Handgeld gegeben habe.

Pescara erwiderte: „Ich habe dich nicht gedingt und ich meine, nachdem dich die Dreie so ernst vermahnt haben, kehrst du am besten in deine Heimat zurück und nährst dich redlich, wie es im Sprichwort heißt.“

„Aber warum denn schenkt Ihr mir so viel Geld wo ich Euch nichts zu Liebe gethan habe?“ sagte Zgraggen. Sondern viel Leides, setzte er in Gedanken hinzu. Diese Vergeltung Pescaras überstieg das Fassungsvermögen des Urners und beängstigte seine Rechtlichkeit.

„Aus Großmuth,“ scherzte der Feldherr.

Bläsi kannte das Wort nicht. Da fiel ihm ein, es werde Großthun bedeuten, und da er im Lager oft gesehen hatte, wie Prahlerei das Geld mit vollen Händen wegwirft, beruhigte er sich dabei. „Ja so,“ sagte er. Pescara aber winkte, sein Roß vorzuführen.

„Und damit du durchkommest,“ sprach der Feld-

herr schon im Bügel, „nimm noch das.“ Er warf ihm eine Passiermarke zu und wenig fehlte, Zgraggen hätte gedankt. Wenigstens wollte er noch langes Leben wünschen; aber den Feldherrn zum Abschied anschauend, erkannte er das Siechthum in diesem Antlitze mit seinen Aelpleraugen, welche das alle Welt täuschende geistige Leben desselben nicht bestach. Unwillkürlich wünschte er: „Gott gebe Euch selige Urständ, Herr!“ Dann über seine eigene Rede und ihre böse Bedeutung bestürzt, lief er querfeldein mit seinem halben Spieße, den er sorglich aufgehoben und nun als Reisestab führte. Die Spanier hatten verwundert zugesehen, der alte Wachtmeister aber schüttelte bedenklich und abergläubisch den Kopf über die seltsame Freigebigkeit seines sparsamen Feldherrn.

Der Trupp, welcher den Urner gefangen hatte, gehörte zu dem Heerhaufen, der jetzt in einer Staubwolke hinter schlagenden Trommeln heranrückte. Der Feldherr ritt seinen Tapfern entgegen, von brausendem Jubel empfangen, und lenkte das Roß zwischen die Feldmusik und die erste Compagnie, deren Hauptmann ehrerbietig Raum gab.

Eine Weile blieb er allein an der Spitze der

Truppen. Da nahte von Novara ein Reitender in weißem Mantel und gesellte sich zu ihm. Zusammen ritten sie durch das Schloßthor. Schweigend folgte der Begleiter dem Gange Pescaras und überschritt hinter ihm die Schwelle des Gemaches.

Pescara wendete sich. „Was wollt Ihr, Moncada?“ fragte er, und dieser antwortete: „Eine Unterredung ohne Zeugen, die Ihr mir nicht zum zweiten Male verweigern werdet.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Erlaucht,“ begann der Ritter, „ich habe, wie Ihr erlaubtet, den Kanzler drüben gesprochen. Er war voller Angst und Blässe und betheuerte mit tausend Eiden, er sei gekommen, Aufschub und leichtere Bedingungen zu erlangen, nur Dieses habe ihn nach Novara geführt. Dann schwatzte er wild durcheinander wie das böse Gewissen. Dieser Mensch ist ein Abgrund von Lüge, in welchem der Blick sich verliert. Ich bin sicher, daß er im Namen der Liga hier ist.“

„Nicht anders,“ sagte der Feldherr.

„Und daß er Euch die Führung derselben angeboten hat?“

„Nicht anders.“

Jetzt entstand Lärm im Vorzimmer. Ippolito beiseite werfend, verwildert, mit rasenden Mienen und verrückten Augen stürzte der Kanzler herein. Ihm folgten auf dem Fuße, Beide schon gepanzert, Bourbon und Del Guasto, denen er auf dem Gange begegnet und die ihn zurückhalten wollten. In Verzweiflung warf er sich dem Feldherrn zu Füßen, während Moncada langsam in den Hintergrund zurückwich.

„Mein Pescara,“ schrie der Geängstigte, „alle Geduld nimmt ein Ende! Ich kann die Marter nicht länger ertragen. Jede Minute dehnt sich mir zur qualvollen Ewigkeit. Ich vergehe. Sei barmherzig und gieb mir deine Antwort!“

Pescara erwiderte mit Ruhe: „Vergebet, Kanzler, wenn ich Euch habe warten lassen. Meine Zeit war nicht frei, doch eben wollte ich nach Euch schicken. Eure gestrige Rede hat mich beschäftigt, denn das Los eines Volkes ist keine Kleinigkeit — aber bitte, setzet Euch, ich kann nicht sprechen, wenn eure Gebärden so heftig dareinreden.“

Der Kanzler packte krampfhaft die Lehne eines Sessels.

„Ich habe die Sache gewogen . . . doch, Kanzler,

lassen wir zuerst alles Persönliche, denket weg von Euch selbst und von mir, es bleibt die Frage: verdient Italien zu dieser Stunde die Freiheit und taugt es, so wie es jetzt beschaffen ist, sie zu empfangen und zu bewahren? Ich meine nein.“ Der Feldherr sprach langsam, als prüfe er jedes seiner Worte auf der Wage der Gerechtigkeit.

„Zweimal hat Freiheit in Italien gelebt, zu verschiedenen Zeiten. In der beginnenden römischen Republik, da das Staatswohl Alles war. Dann in jenen herrlichen Gemeinwesen, Mailand, Pisa und den andern. Jetzt aber steht es an der Schwelle der Knechtschaft, denn es ist los und ledig aller Ehre und jeder Tugend. Da kann Niemand helfen und retten, weder ein Mensch noch ein Gott. Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm der sittlichen Kräfte. Ungefähr wie sie jetzt in Germanien den Glauben erobern mit den Flammen des Hasses und der Liebe.

Aber hier! Wo in Italien ist, ich sage nicht Glaube und Gewissen, da das für euch veraltete Dinge sind, sondern nur Rechtssinn und Ueberzeugung? Nicht einmal Ehre und Scham ist euch geblieben, nur die nackte

Selbstsucht. Was vermöget ihr Italiener? Verführung, Verrath und Meuchelmord. Worauf zählet ihr? Auf die Gunst der Umstände, auf die Würfel des Zufalls, auf das Spiel der Politik. So gründet, so erneuert sich keine Nation. Wahrlich, ich sage dir, Kanzler" — und Pescara erhob die Stimme wie zu einem Urtheilsspruch — „dein Italien ist willkürlich und phantastisch, wie du selbst es bist und deine Verschwörung!"

„Wahrheit," ließ sich die Stimme Moncadas vernehmen.

„Auch der Held, Morone, den ihr euch erwählt habet, entbehrt des Daseins."

Doch diese leisen letzten Worte Pescaras wurden überschrieen. Morone hatte schnell den Kopf gewendet und den Ritter erblickt: wie er seinen Anschlag dem Spanier preisgegeben sah, gerieth er in Wuth, seine Züge verzerrten sich und er tobte wie ein Besessener. „Falsch und grausam! Falsch und grausam! O ich mit Blindheit Geschlagener!" Dann von sinnloser Rachgier überwältigt, schrie er gegen Moncada: „Wisset es, Ritter, Dieser" — er wies auf den Feldherrn — „ist der Schuldige! Seinetwillen die ganze Verschwörung! Ich bin seine Creatur, und nun opfert mich der Unmensch!"

Jetzt sprang der Herzog dazwischen, der mit Del Guasto hinter Pescara stehend den leidenschaftlichen Auftritt genoß. „Saute, Paillasse mon ami, saute pour tout le monde!“ verhöhnte er Morone. „Ja, wenn wir nicht gelauscht hätten, wir Zweie, hinter dem rothen Vorhang und der goldenen Quaste dort! Ich muß dir das mal erzählen, Schatz, es ist zum Todtlachen. Hörtest du nicht, wie ich dich auspfiff?“ Dann plötzlich ernst werdend, richtete er den Blick fest auf Moncada, legte die Hand auf die Brust und betheuerte: „Bei meinem königlichen Blute, der Feldherr hat in jener gestrigen Stunde nicht haarbreit geschwankt in seiner Ehre und Treue!“

Morone war vernichtet. Del Guasto legte Hand an ihn und zog ihn mit sich fort. „Herr Kanzler,“ spottete er, „bedanket Euch, unser Lauschen erspart Euch die Folter.“ Auch der Herzog ging, einer bittenden Gebärde Pescaras gehorchend.

„Erlaucht,“ begann Moncada, „hier bin ich überzeugt. Mit Diesem habet Ihr nur euer Spiel getrieben, vielleicht herablassender, als für spanischen Stolz sich geziemte. Mit einem solchen Menschen conspiriert kein Pescara. Aber, Erlaucht, in seiner ohnmächtigen

Wuth hat dieser Verlogene Wahrheit gesprochen, wenn er Euch beschuldigte, der Urheber der italienischen Verschwörung zu sein. Nicht der Urheber, aber der Begünstiger. Sie nicht entmuthigend, habet Ihr sie genährt und großgezogen. Es war leicht, ein entschiedenes Wort zu sprechen und ihr Halt zu gebieten mit einer entrüsteten und weithin sichtbaren Gebärde. Das habet Ihr nicht gethan: Ihr stundet als eine dunkle und deutbare Gestalt."

„Ritter," unterbrach ihn Pescara, „nicht Euch habe ich Rechenschaft zu geben von meinem Thun und Lassen, sondern allein meinem Kaiser."

„Eurem Könige," versetzte Moncada. „Ihn so zu nennen, gebietet Euch die Ehrfurcht, denn ein König von Spanien ist mehr als der Kaiser. Und der Enkel Ferdinands wird ein König von Spanien werden. Karl entwickelt sich langsam, unter verschiedenen und streitenden Einflüssen, aber sein spanisches Blut wird erstarken und sein deutsches aufsaugen bis auf den letzten Tropfen. Er verabscheut die Ketzerei und seine Frömmigkeit wird ihn zum Spanier machen." Er sagte das mit einem stillen Lächeln und schwärmerisch erglänzenden Augen.

„Avalos,“ fuhr er fort, „deine Väter haben für den Glauben gegen die maurischen Heiden gekämpft, bis dein Ahn mit jenem Alfons nach Neapel schiffte. Kehre zu deinem Ursprung zurück! Das edelste Blut fließt in deinen Adern. Wie kannst du, der das Große liebt, zaudern zwischen dem spanischen Weltgedanken und den erbärmlichen italienischen Machenschaften? Unser ist die Erde, wie sie einst den Römern gehorchte. Siehe die wunderbaren Wege Gottes: Castilien und Aragon vermählt, Burgund und Flandern erworben, das gewonnene Kaiserthum, eine entdeckte und eroberte neue Welt, und, das Alles beherrschend, ein gestähltes Volk mit einem gesegneten, zwiefach in Heidenblut getauften Schwerte! Was dir jener Elende bot, Spanien giebt es dir tausendfältig: Schätze, Länder, Ruhm und — den Himmel!

Denn für den Himmel kämpfen wir und für den katholischen Glauben, daß eine Kirche herrsche auf Erden. Sonst wäre Gott vergeblich Mensch geworden. Voraussehend, wie in diesen Tagen die Hölle den apostolischen Stuhl besudeln und ihre letzte Ketzerei, den germanischen Mönch, ausspeien werde, erschuf er den Spanier, jenen zu reinigen und diese zu zertreten.

Darum giebt er uns die Welt zur Beute, denn alles Irdische hat himmlische Zwecke. Ich habe lange darüber gesonnen in meinem sicilischen Kloster, und wähnte wohl selbst der Auserwählte zu sein zu diesem geistlichen Kriegsdienste. Da wurde er mir in einem Gesichte gezeigt, der Andere, der Berufene. Ich war solcher Ehre unwürdig, meiner Sünde wegen, und trat in die Welt zurück."

Pescara schwieg und betrachtete den Verzückten.

„Aber ich wirke, solange es Tag ist. Kein Jahr ist um, ich stand hinter Ferdinand Cortez, da ihm auf dem Berge der Dämon die goldenen Zinnen Mexikos zeigte, wie er dir, Pescara, jetzt Italien zeigt. Diese Hand hielt den Strauchelnden zurück, und nun strecke ich sie gegen dich, Pescara, daß du ein Sohn Spaniens bleibest, welches die Welt ist, und das der in der Glorie schwebende katholische Ferdinand beschützt."

Jetzt brach der Feldherr sein Schweigen und zürnte: „Nenne mir Jenen nicht, er hat mir den Vater getödtet!"

Moncada seufzte schwer.

„Du bereust?"

Der Ritter schlug sich zerknirscht die Brust und

murmelte, mit sich selbst sprechend: „Meine Sünde . . . meine Sünde . . . ungebeichtet und ungespeist!“

Da errieth Pescara, daß dieser Fromme nicht seinen Mord bereue, sondern daß er ihn vollbracht an einem geistlich Unvorbereiteten. „Weiche von mir!“ gebot er.

Moncada trat zurück bis zur Schwelle, wie aus einem Traum erwachend. Dann sammelte er sich und sagte: „Verzeihung, Erlaucht! Ich war abwesend. Noch ein nüchternes Wort. Ich kenne euer Ziel nicht. Noch bin ich nicht euer Feind. So oder so werdet Ihr Mailand nehmen. Dieser erste Schritt enthält weder Treue noch Untreue. Ich erwarte euern zweiten, ob Ihr den Herzog absetzet und die Empörung strafet. Thut Ihr es nicht, so verrathet Ihr Spanien und euern König!“ Und er verschwand.

Pescara zog sich zurück und nahm Speise. Dann empfing er den Herzog mit Del Guasto und gab ihnen seine letzten Befehle. Den Rest der Zeit benützte er, um seine geheimen Papiere zu sichten: was sich um einen Mächtigen dreht, eine Welt von Schlechtigkeit. Er vernichtete das Meiste: er wollte Niemanden verderben. Er hatte sich ein glimmendes Kohlenbecken bringen lassen, in dessen bläulicher Flamme er

die Briefschaften verbrannte. Als er dieses Geschäft beendigte, hatten sich seine Kerzen schon zur Hälfte verzehrt: es ging auf Mitternacht. Pescara kreuzte die Arme über der Brust und verfiel in ein so tiefes Sinnen, daß er die Schritte eines Eintretenden nicht vernahm. Da sprach es zu ihm: „Was ist dein Ziel, Avalos?“ Er erblickte Moncada.

Der Feldherr griff mit der Hand in das erloschene Kohlenbecken, schloß sie und streckte sie gegen Moncada. „Mein Ziel?“ sagte er und öffnete die Hand: Staub und Asche.

Jetzt gellten Drommetenrufe durch das Schloß. Trommelwirbel folgten. Alles gerieth in Bewegung. Der Feldherr ließ sich von seiner Dienerschaft waffnen. Als er bei flackerndem Fackellicht, das sich auf Speeren und Rüstungen spiegelte, die gepflasterte Halle des Erdgeschosses betrat, erblickte er sein schwarzes Thier, welches, kostbar geschirrt, mit ungeduldigen Hufen Funken aus dem Boden schlug, daneben eine Sänfte mit zwei leichten Trabern. Beide hatte er befohlen, die Wahl dem Augenblicke vorbehaltend. Mit einem Seufzer bestieg er die Sänfte, seine wiederbeginnenden Schmerzen darin zu verbergen, und verschwand durch

das Thor, während sein verschmähtes Schlachtroß sich zornig gebärdete und den Reitknecht, welcher es besteigen wollte, abwarf. Es mußte seinem Herrn ledig nachgeführt werden.

Nun wurde auch der gefangene Kanzler gebracht. Spanische Soldaten umringten ihn, beraubten ihn seiner Kette, seiner Ringe, seines Beutels und setzten ihn, nicht auf sein edles Maulthier aus dem mailändischen Marstalle, sondern rücklings auf einen armseligen Esel, dessen Schwanz sie ihm nach ihrer grausamen Art durch die gefesselten Hände zogen. Dann ging es durch das Thor unter einem höllischen Gelächter, in welches der Kanzler aus Verzweiflung mit einstimmte.

Letztes Capitel.

Inzwischen verlebte in dem aus einer Burg des Glückes zu einer Behausung der Angst gewordenen Castelle von Mailand Franz Sforza jammervolle Tage und noch schlimmere Nächte, hilf- und rathlos nach seinem Kanzler rufend. Er hatte den Besuch Del Guastos erhalten, der ihm zu melden kam, sein Feldherr habe vor ablaufender Frist den Kanzler von Mailand empfangen, dieser ihm aber, statt der erwarteten Zugeständnisse, im Namen der Hoheit ebenso thörichte als verbrecherische Eröffnungen gemacht, die den Feldherrn bestimmen, ohne Verzug, übrigens ganz im Sinne seiner ersten Drohung, auf Mailand zu marschieren und gegen die Hoheit als einen Hochverräther zu verfahren. Del Guasto hatte sich an dem Zittern des Herzogs geweidet und war aus der Stadt verschwunden. Während sich die kaiserlichen Truppen in raschen Märschen näherten und selbst da sie schon auf den Wällen von Mai-

land in Sicht waren, hatte der Kleinmüthige zwischen Uebergabe und Vertheidigung geschwankt, wurde dann aber von ein paar tapfern lombardischen Edelleuten auf den Weg der Ehre gerissen und endlich selbst von einer kriegerischen Stimmung angewandelt, deren er kraft seines großväterlichen Blutes nicht völlig unfähig war. Er ließ sich mit einer kunstvoll geschmiedeten Rüstung bekleiden und setzte sich einen Helm von herrlicher getriebener Arbeit auf das schwache Haupt.

Es ist Thatsache, daß er in der großen Schanze stand, in dem Augenblicke da Pescara seine Truppen gegen dieselbe zum Sturm führte. Mit bebender Stimme befahl der Herzog das Feuer seiner auserlesenen Geschütze. Wie sich der Rauch verzog, lag das Feld mit Spaniern bedeckt. Zwischen Todten und Verwundeten schritt Pescara, Wenige mehr neben sich und noch unerreicht von den vielen unter der Führung Del Guastos ihm stürmisch Nacheilenden. Er war ohne Harnisch. Der Helm war ihm vom Kopfe gerissen und sein dunkler Mantel flatterte zerfetzt. In flammend rothem Kleide, mit gelassenen und gleichmäßigen Schritten ging er weit voran, einen blitzenden Zweihänder schwingend. Es war, als schritte der Würger Tod in Person gegen

die Schanze, und da sich dort in demselben Augenblicke die böse Kunde verbreitete, der Borbone habe das Südthor genommen und Leyva stürme an der nördlichen Pforte, packte der bleiche Schreck die Besatzung. Die wieder geladenen Stücke blieben ungelöst, die Hauptleute, die sich den Furchtbethörten entgegenwarfen, wurden niedergetreten und die panische Flucht riß den Herzog mit sich fort.

Wie er, in seinen Palast zurückgekehrt, mit irrenden Schritten den Thronsaal betrat, siehe da stürzte vor seinen Augen die goldbrocatene und mit Löwen und Adlern durchwirkte Bekleidung des Thronhimmels zusammen. In der allgemeinen Verwirrung hatte sich der herzogliche Tapezierer in den Saal geschlichen und das Prachtstück gelockert, um es zu entwenden, war dann aber vor dem sich nahenden Getöse unverrichteter Dinge entwichen. Von dem schlimmen Omen erschreckt, warf sich der Herzog verzweifelnd in einen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, sein Los und den Sieger erwartend.

Dieser ließ nicht lange auf sich harren. Ein kurzer eiserner Lärm — die treue schweizerische Palastwache wurde niedergestreckt oder entwaffnet — und Pescara

betrat den Saal, barhaupt und ohne Schwert, hinter ihm Karl Bourbon, behelmt, in voller Rüstung, den Degen in blutender Faust. Er war, der Erste auf der Sturmleiter, mit derselben in den Stadtgraben zurückgeworfen worden, ohne sich jedoch ernstlich zu verletzen.

Der Marchese verneigte sich vor seinem Besiegten, der sich von seinem Sitze aufraffte. „Hoheit beruhige sich," sprach Pescara. „Ich komme nicht als Feind, sondern um Hoheit aufs neue in Pflicht zu nehmen für ihren Lehensherrn den Kaiser."

Sforza erhob die Augen, und da er in dem überlegenen Antlitz weder Hohn noch Strafe las, sondern eher theilnehmende Einsicht und Milde, brach der haltlose Knabe in Thränen aus und stammelte: „In meinem Herzen bin ich der Majestät immer treu gewesen, sie hat keinen ergebeneren Diener und bessern Lehensmann, aber ich Unseliger wurde mißleitet, wurde irregeführt . . . mein höllischer Kanzler . . . auch den bewaffneten Widerstand habe ich nicht befohlen . . . ich wurde geschoben, gestoßen . . . von dem Valabrega und ein paar andern Edelleuten . . . bei allen Aposteln und Märtyrern, ich bin kein italienischer Patriot, sondern der bedrängteste Fürst in der unmöglichsten Lage!"

Diese völlige Zerknirschung des Enkels und Urenkels zweier Heroen schien den Feldherrn peinlich zu berühren. Doch ließ er der Buße freien Lauf, weigerte aber, scheinbar aus Ehrerbietung, dem endlich Verstummenden seine Hand, welche dieser zu ergreifen suchte. Er befürchtete, der gänzlich Vernichtete möchte sie küssen.

Während dieser Selbsterniedrigung, und sie im Grunde seines verbitterten Herzens kostend, schlürfte Karl Bourbon, welcher hinter Pescara stehen geblieben war, in langsamen Zügen einen vollen Becher, den er sich von einem herbeigewinkten Pagen hatte holen und reichen lassen.

„Hoheit,“ sagte der Feldherr, „ich habe Vollmacht. Wenn Sie davon durchdrungen ist, daß Sie sich in ein falsches und gefährliches Spiel eingelassen hat, und wenn sich der feste Wille in Ihr gestalten kann, forthin ihr Heil da zu suchen, wo es ist, bei dem Kaiser, und von der Majestät nimmermehr zu weichen, wage ich es, auf meine Verantwortlichkeit, Ihr Verzeihung zu gewähren und ihre Hand darauf anzunehmen. Hoheit darf es mir glauben, Sie fährt in jedem Falle besser mit dem Kaiser als mit der Liga.“

Jetzt sah er, wie die unverhoffte Milde den Sohn

des Mohren plötzlich wieder mißtrauisch machte, wie der vom Schicksal zum Argwohn Erzogene eine List vermuthete und wie seine Hand zögerte und zitterte. „Hoheit darf trauen,“ sprach er kraftvoll. „Der Kaiser und ich halten Wort.“

Sforza gab die Hand und der Feldherr fügte freundlich hinzu: „Ich kenne die schwierige Lage der Hoheit und — wenn ich es aussprechen darf — ihre durch eine unglückliche Jugend erkrankte und entkräftete Seele. Sie bedarf vor allem der Stetigkeit. In der Bahn des Kaisers wandelnd und verharrend, wird Sie von keiner Zeitwelle verschleudert werden. Ich persönlich,“ schloß er, seine Lehrhaftigkeit mildernd, in einem fast herzlichen Tone, „war der Hoheit immer zugethan, aus Dank für meine Vorbilder, ihre zwei herrlichen Ahnen, obwohl mir die Beiden,“ scherzte er, „in meiner Jugend manchen Schlaf geraubt haben: ein solcher Reiz und Stachel liegt in Männlichkeit und Seelengröße.“

Franz Sforza getröstete sich dieser Freundschaft, fragte aber doch ängstlich: „Und ich bleibe Herzog? Euer Wort, Pescara?“

„Unverbrüchlich. Wenn ich etwas über den Kaiser vermag, und wenn Ihr es vermöget, eure Seele zu befestigen.“

„Und meinem Kanzler geschieht nichts?“

„Ich glaube nein, Hoheit,“ versprach Pescara.

„Und er bleibt mein Minister?“

Der Feldherr konnte ein Lächeln nicht verwinden über die Unzertrennlichkeit dieses Paares. „Hoheit vergißt, daß Sie soeben Girolamo Morone den verderblichsten aller Rathgeber genannt hat. Ich empfehle Hoheit, sich von der kaiserlichen Majestät für dieses schwierige Amt einen andern und weisern Kopf zu erbitten. Es giebt deren in Italien, es braucht kein Spanier zu sein.“

„Nichts da, Hoheit! Ihren Kanzler bekommt Sie nicht heraus!“ mischte sich jetzt der Bourbon ins Gespräch. „Diese Helena ist mein Beutestück.“

Franz Sforza starrte Bourbon mit angstvollen Augen an. „Der hier?“ stöhnte er. „Er will mein Mailand! Er träumt langeher davon. Hilf mir, mächtiger Pescara!“

Da schmetterte Bourbon, als zerstöre er sich selbst, mit einem zornigen Wurf sein krystallenes Glas an den Marmorboden, daß es mit schrillem Mißton in Scherben zerfuhr. „Hoheit,“ rief er, „da liegt mein Fürstenthum Mailand!“

Während die Scherben flogen, trat Moncada mit

Leyva ein, dieser von oben bis unten mit Staub und Blut besudelt. „Erlaucht,“ begann der Ritter, „ich beglückwünsche Sie zu ihrem heutigen schönen Siege, der, wieder in voller Kraft erfochten, sich an so viele andere reiht. Ich hielt mich geziemend im Vorzimmer. Doch da ich bechern und lachen hörte und als auch Leyva anlangte, der das Nordthor genommen und ebenfalls seinen Trunk verdient hat, wagte ich den Eintritt, und ich glaube zur rechten Stunde. Denn ich meine: hier wird Gericht gehalten werden und Hoheit Bourbon hat diesem verrätherischen Herzog in symbolischer Weise seinen verdienten Untergang verkündigt. Aber nicht so stürmisch, Hoheit! Ich denke, der Feldherr setzt ein Kriegsgericht zusammen, bei dem ich als ein Angehöriger des königlichen Hauses Sitz und Stimme beanspruchen darf. Natürlich ein vorläufiges Gericht, in Erwartung des Entscheides aus Madrid.“

Pescara blieb kalt. „So thue ich,“ sagte er. „Ich ernenne zu Richtern meine zwei Collegen die Hoheit Bourbon und Leyva. Ich präsidiere. Euch, Ritter, muß ich ausschließen, weil Ihr keinen Rang bekleidet. Hier meine Beglaubigung.“ Er zog aus seinem Wams die kaiserliche Vollmacht.

Moncada ergriff das Schreiben und las: „Nach seinem Ermessen . . . gemäß den Umständen . . . hm . . . Erlaucht erlaube . . . diese kaiserliche Weisung scheint zu sagen, daß Sie bevollmächtigt ist alle militärischen und bürgerlichen Maßregeln in dem genommenen Mailand nach Belieben zu treffen, präjudiciert aber in keiner Weise die Rechte und Interessen der katholischen Majestät. Ich werde daher bleiben als ein stummer, aber aufmerksamer Zuhörer.“

„Sei es,“ sagte Pescara geduldig.

Jetzt regte sich auch Leyva und verlangte, daß Girolamo Morone vorgeführt werde. „Er ist im Palaste,“ sagte er. „Ich sah ihn gefesselt einbringen unter den Verwünschungen und Kothwürfen des mailändischen Volkes, das ihm sein ganzes Elend zurechnet.“ Pescara gab den Befehl.

Eine peinliche Pause. Stühle wurden gerückt von der verlegenen Dienerschaft, welche ihrem verklagten Herrn ehrerbietig den herzoglichen Sessel mit Krone und Wappen brachte, und als Morone erschien, nicht ohne Spuren von Mißhandlung, sah er die drei Feldherrn als Richter sitzen, Pescara in der Mitte, und vor ihnen seinen Herzog. „Muth, Fränzchen,“ flüsterte er ihm

zu, neben den er sich aus alter Gewohnheit gestellt hatte, „wirf du nur alles auf mich!“

Pescara nahm das Wort: „Die Hoheit von Mailand betheuert an der Treue gegen ihren Lehensherrn festzuhalten und nur vorübergehend fehlgetreten und in den Schein der Felonie gekommen zu sein unter den Einflüsterungen dieses Mannes da.“ Der Herzog nickte mit dem Haupt.

„So ist es! Ich bekenne, daß ich der allein Schuldige bin!“ sprach der Kanzler unerschrocken.

„Auch die Vertheidigung von Mailand gegen das kaiserliche Heer betheuert die Hoheit nicht befohlen zu haben, sondern sie versichert, es sei die eigenmächtige That einiger aufrührerischer Lombarden, und ich halte es für glaublich. Wie urtheilt Leyva?“

Leyva verzog das häßliche Gesicht und murrte: „Dieser Franz Sforza ist der Felonie schuldig und durch die nackte Thatsache überwiesen. Er werde in schärfstem Gewahrsam gehalten. Der Kaiser, wie ich meine, wird ihn absetzen und nach Spanien bringen lassen.“

„Und wie urtheilt Sie?“ Pescara hatte sich gegen Bourbon gewendet.

Der Connétable spielte mit seinem zerrissenen Handschuh und bemerkte mit melodischer Stimme: „Die Hoheit wurde bethört von dem wunderlichen Gaukler da, der auch mich und viele Andere bezaubert hat, bis er an unserm Feldherrn seinen Meister fand. Aber sie scheint mir wieder zur Besinnung gekommen zu sein, und ich meine, daß ihr die Schmach des Gefängnisses anzuthun weder schicklich wäre noch auch nothwendig ist, da sich ja die Stadt in unsern Händen befindet. Die Hoheit von Mailand bleibe frei.“

„Zwei Stimmen gegen eine, denn so lautet auch meine Meinung,“ entschied Pescara. Moncada schwieg mit verschlungenen Armen, Leyva, dessen große Narbe sich mit Blut zu füllen schien, zerrte den Schnurrbart, Bourbon aber erhob sich, bot Franz Sforza den Arm und geleitete ihn aus dem Saale.

Draußen stieß er mit Del Guasto zusammen, der ihm zuflüsterte, es sei befremdend: die Truppen Leyvas zögen sich gegen den Palast. Bourbon runzelte die Stirn. „Beobachtet und berichtet!“ gebot er. Del Guasto wollte enteilen, rief aber zurück: „Noch eins: ich höre, Donna Victoria sei am Thore angelangt und verlange nach dem Feldherrn.“

Da Bourbon in den Saal zurücktrat, forderte eben Leyva den Kerker, die Folter und, nach vervollständigtem Bekenntnisse, Block und Beil für den erbleichenden Morone.

„Auf die Folter!“ stöhnte dieser. „Wenn ihr mich windet wie ein Tuch, so werdet ihr nichts Anderes als Blut und Schweiß aus mir herauspressen. Ich habe mich vor dem Feldherrn ausgebeichtet. Du bist nicht grausam, Pescara!“

„Pfui, Leyva!“ rief Bourbon, sich wieder in den Kreis setzend. „Will sich der Herr an den Zuckungen dieses närrischen Gesichtes ergötzen? Das leide ich nicht. Ich lasse mir meinen Morone nicht verdrehen. Zittre nicht, Girolamo! Dir wird kein Haar gekrümmt: du wirst mein Schreiber. Mein gnädiges Urtheil lautet: Girolamo sitze in seinem Hause und man bewache ihn, bis ich mir ihn vom Kaiser werde erbeten haben.“

„Mir scheint, das genügt,“ entschied der Feldherr. „Morone hat gestanden vor drei glaubwürdigen Zeugen, deren einer ich selber bin. Keine unnütze Marter, sondern sichere Haft. Zwei Stimmen gegen eine. Nehmet ihn, Hoheit. Mir ahnt, daß Girolamo Morone sich noch einmal umwandelt und in kaiserliche Dienste tritt.“

Da schrie Morone unklug vor Freude über das geschenkte Leben und die erlassene Folter: „Pescara, ohne dich kein Italien! Das ist vorbei. Mach' mit mir, was du willst. Ich bin das Geschöpf deiner Großmuth und Güte . . . Und wenn noch weiter geredet werden soll, so erfahret, Herrschaften, und darin ist alles Andere enthalten: die Liga ist dem Kopfe der Heiligkeit entsprungen, wie Athene der Stirne des Zeus . . ." Seine Zunge stand plötzlich still, da er neben sich einen ansehnlichen Mann im Reisekleid gewahrte, der eben eingetreten war. Dann rief er: „Das weiß Niemand besser als Der da!" Es war Guicciardin, dessen Blicke neugierig im Kreise umliefen, endlich aber unverwandt auf dem Antlitze des Pescara haften blieben.

„Ich störe, Erlaucht?" sagte er. „Doch ich werde mich kurz fassen. Ich komme mit Eilpost von der Heiligkeit, die diesmal besser einen Andern geschickt hätte. Die Heiligkeit läßt Erlaucht wissen, sie habe auf die erste Kunde der eröffneten Feindseligkeiten einen ihrer Vertrautesten nach Madrid gesendet, den Kaiser zu unterrichten, daß sie dem Bündnis der italienischen Staaten fremd geblieben ist. Eine heilige Liga existiert nicht. Der oberste Hirte schaudert vor dem Schwert."

„Halleluja!“ rief der Kanzler, den die Lebensfreude berauscht und völlig toll gemacht zu haben schien, der Feldherr aber entgegnete: „Wie, Guicciardin? Eben hat Morone an den Tag gebracht, daß die Liga das Werk der Heiligkeit ist. Was ist Wahrheit?“

„Beides,“ versetzte Guicciardin. „Mein Auftrag ist ausgerichtet und damit gut.“ Er verbeugte sich und verließ den Saal, aber Bourbon, in den der Satan fuhr, rief dem Gesandten des Papstes nach: „Florentiner, sage deinem Herrn, ich werde nach Rom kommen, seiner Wahrhaftigkeit den Pantoffel zu küssen, mit lauter Lutheranern und Marranen, und Nachts will ich meine brennende Kerze umwerfen, daß der Heiligkeit ein Licht aufgehe!“ Die Lache, die der Unselige aufschlug, scholl gellend wieder aus der Kuppelwölbung und aus den Ecken des Saales wie aus dem Munde schadenfroher Dämonen, so daß Guicciardin erschreckend umblickte. Der Feldherr wies nun auch den Kanzler mit seiner Wache weg, sei es daß er es für unziemlich hielt, das Haupt der Christenheit preiszugeben, oder er war der menschlichen Komödie müde.

Da sich Guicciardin und der Kanzler draußen zusammenfanden, fragte jener: „Man führt dich zum Blocke?“

„Bewahre!“

„Durchgeschlüpft? Unvergleichlicher! Doch wie begab es sich in Novara?“

„O, ich kam auf den Esel zu sitzen . . . Dieser Pescara ist das Räthsel der Sphinx . . .“

„Das ich errathe, Kanzler, aus seinem Antlitz. Es trägt die hippokratischen Züge, und ich werde vielleicht der Heiligkeit eine Todesnachricht zu bringen haben. Erinnerst du dich noch, Girolamo, was ich dir in den vaticanischen Gärten sagte, von einem möglichen letzten Hindernis in der Brust Pescaras? Wenn ich wörtlich wahr geredet? Wenn der Feldherr bei Pavia den Tod empfing und ihn verheimlicht hat? Wenn wir einen nicht mehr Versuchbaren in Versuchung führten?“

Der Kanzler schlug sich vor die Stirn: „Du sagst es, Guicciardin! Aehnliches, das ich damals nicht verstand, hat mir der Arzt des Feldherrn, Messer Numa Dati, in Novara angedeutet.“

„Also die Wahrheit,“ schloß der Florentiner. „Nicht Pescara trog. Wir selbst haben uns betrogen. O Weisheit der Menschen!“ Mit dieser Betrachtung schieden die Beiden.

In dem Thronsaal herrschte eine unheimliche Luft.

Die drei Feldherrn und der bei ihnen zurückgebliebene Moncada standen in weiten Entfernungen. Pescara, völlig entkräftet wie es schien, hatte sich auf den über den Thron ausgebreiteten Goldbrocat geworfen. Blässe bedeckte sein Gesicht, die Brust arbeitete. Bourbon maß den Saal in leichtfertigem Tanzschritt, während er Moncada scharf beobachtete. Dieser, in einer Fensterbrüstung lehnend, winkte aus einer andern Leyva zu sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Es ist Zeit. Er hat sich enthüllt. Todt oder lebendig . . .“

Jetzt rief auch Pescara den Herzog. „Setze dich neben mich, Karl,“ keuchte er leise. „Führst du Papier und Stift?“

„Um Gottes willen, Ferdinand, merkst du nichts? Du bist bedroht! Die Beiden flüstern. Leyva ist verdächtig. Sie wollen dich verhaften!“

„Führst du Papier und Stift?“ wiederholte der Feldherr. Der Herzog gab sie. Nach ein paar Zügen sagte Pescara: „Meine Hand zittert, schreibe du, Karl.“

„Ferdinand, bist du blind? Siehst du nicht, wie Moncada sich regt?“

„Er wird mich nicht erreichen,“ sagte der Feldherr und dictierte mit gepreßter Stimme: „An die Majestät

des Kaisers. Erhabener Herr, Mailand ist euer. Pescara hält Treue bis zum letzten Athemzug. Lohnet sie ihm mit drei Erfüllungen . . ."

„Ich beschwöre dich, Ferdinand! Er kommt auf dich zu! Ermanne dich! Wir fechten . . . Ich rufe die Wachen . . ." Bourbon wollte aufspringen, Pescara aber hielt ihn fest: „Schreibe! Er erreicht mich nicht, sage ich dir. Wo bist du? . . . mit drei Erfüllungen: Majestät schütze Sforza! Majestät begnadige Morone! Majestät gebe mein Commando dem Connétable! . . ."

„Er steht wenige Schritte vor dir! Zieh! Wo hast du deinen Degen?"

„Ich vergieße kein Blut mehr . . ." Pescara unterzeichnete, und der Stift entglitt seiner Hand. Mit einem schwachen Schrei und erlöschenden Augen sank er in die Arme seines Freundes.

Moncada, der jetzt ganz nahe getreten war, stand bestürzt. „Was ist dem Feldherrn?" fragte er, und ihn betrachtend: „Verschieden?"

„Geschieden!" weinte der Herzog.

„Ein Herzschlag. Der Feldzug hat ihn getödtet," sagte Moncada und hob das Papier auf, das an den

Boden gefallen war. Er las, und bei der dritten Bitte angelangt, stand er sinnend. Dann übergab er, ohne die Miene zu ändern, das Papier dem Herzog mit den Worten: „Wir ehren seinen letzten Willen. Hoheit hat das Commando. Hoheit befehle!“

Bourbon erschien als ein Heimatloser und Entwertheter dem Sohne Ferdinands des Katholischen ungefährlich und war, ohne Pescara, auch Leyva minder verhaßt, denn um die Gunst des großen Feldherrn hatte dieser den Connétable beneidet.

Karl Bourbon winkte sie weg und bettete Pescara auf den Goldbrocat. Der Palast war ganz stille geworden, und selbst die Wachen an den Thoren schritten leise, in der Meinung, der Feldherr halte zu dieser Stunde Siesta, wie seine Gewohnheit war. Auch der Herzog, das geliebte Haupt im Schoße haltend, versank in einen Mittagstraum, er vergaß das tragische Los des Todten und das eigene aus Ruhm und Schmach geflochtene, er empfand nur einen dumpfen Schmerz über den Verlust des einzigen Freundes.

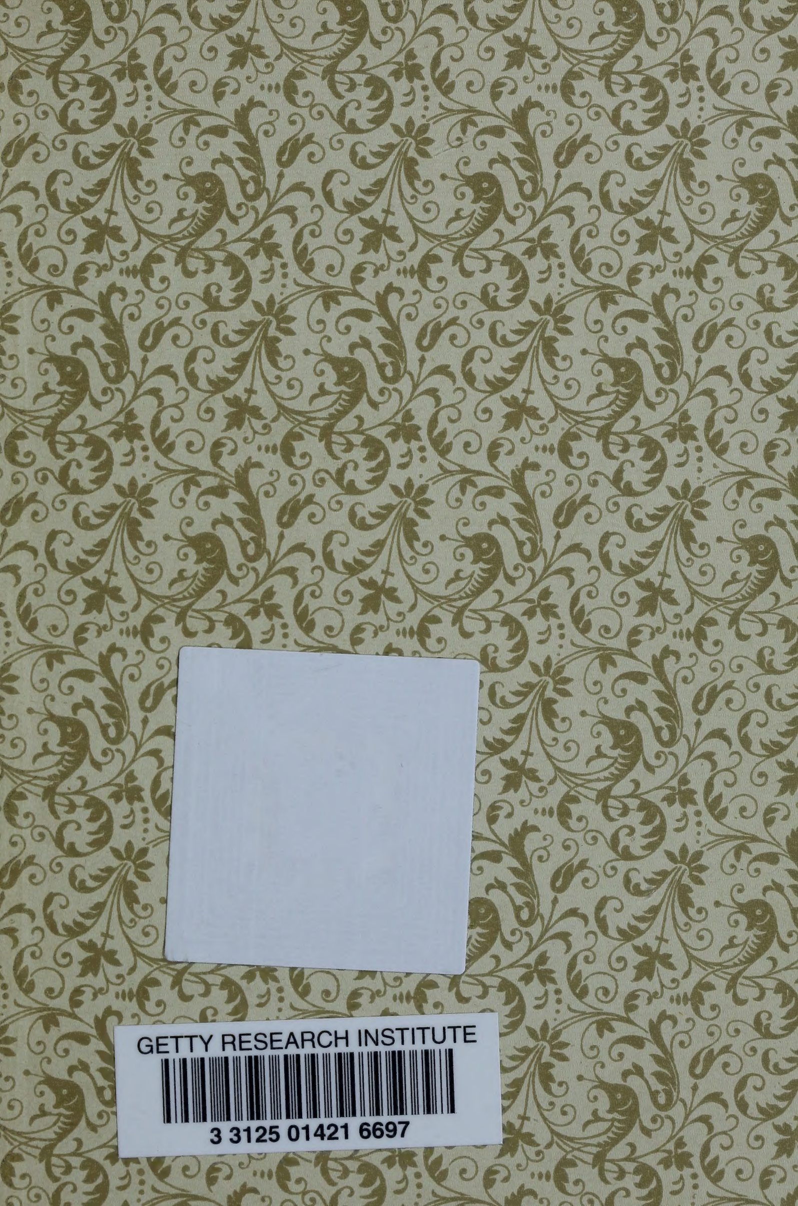
Stimmen erschollen vor der Saalpforte. „Nein, Madonna, er ruht!“ verbot Del Guasto und Victoria rief durchdringend: „Weiche, Böser! Ich will zu ihm!“

Bourbon vernahm nahende Schritte, er wendete nicht einmal das Haupt. Er legte den Finger an den Mund und flüsterte: „Leise, Madonna! Der Feldherr schlummert.“

Victoria trat zu dem Gatten. Pescara lag ungewaffnet und ungerüstet auf dem goldenen Bette des gesunkenen Thronhimmels. Der starke Wille in seinen Zügen hatte sich gelöst und die Haare waren ihm über die Stirn gefallen. So glich er einem jungen, magern, von der Ernte erschöpften und auf seiner Garbe schlafenden Schnitter.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.





GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01421 6697

